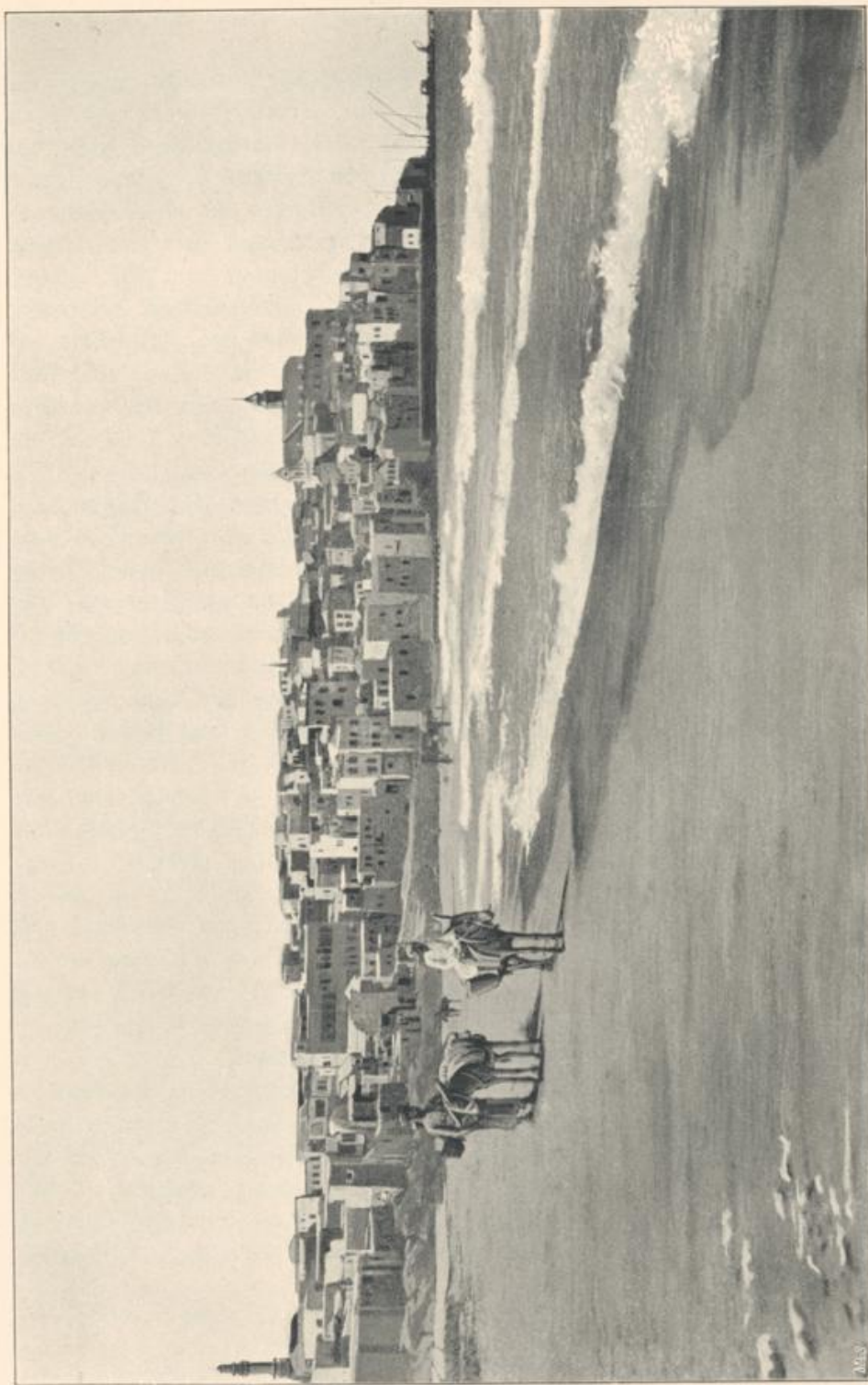


IV. Die Rückreise.

14. Beirut, Damaskus und Baalbek.

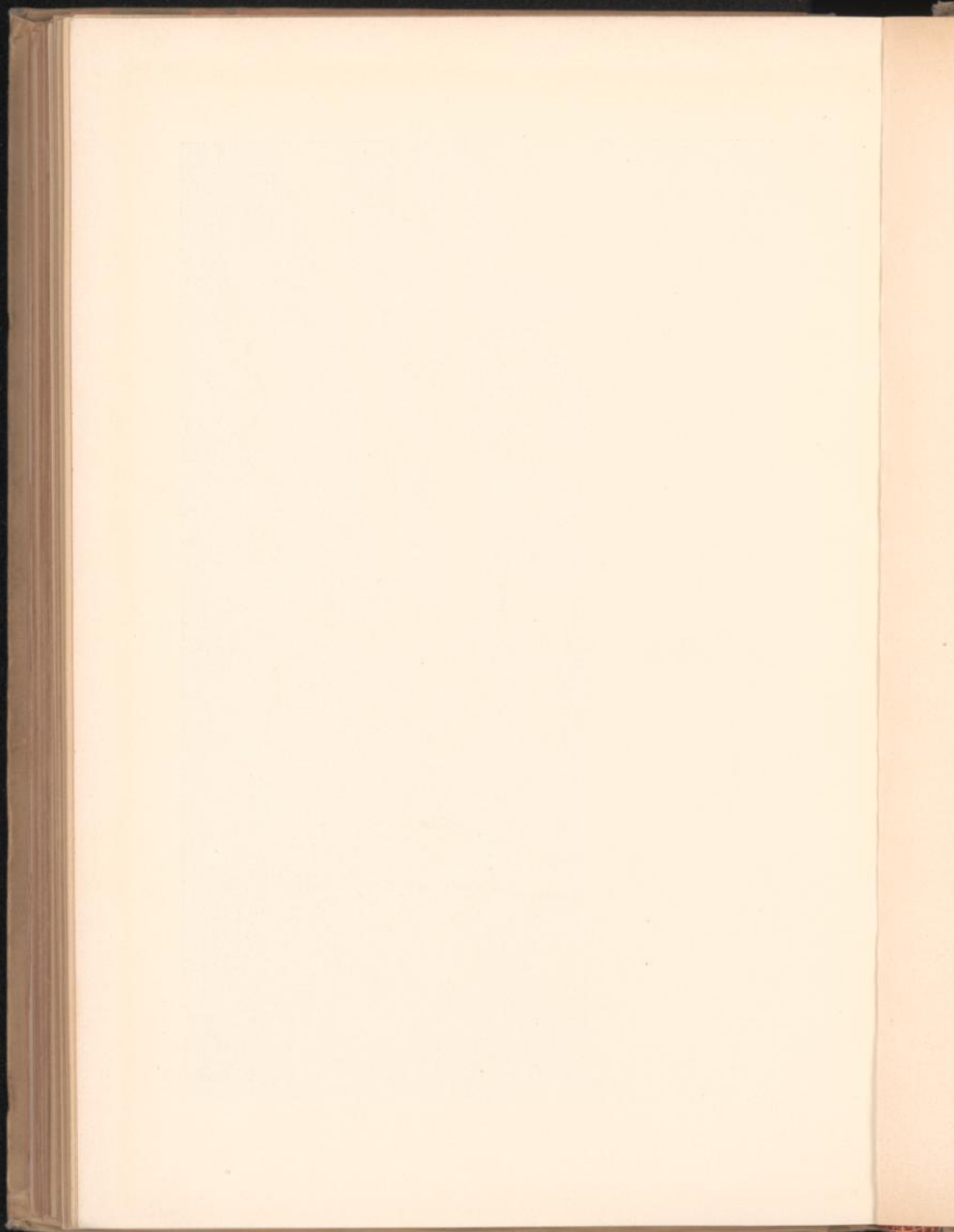
Von Jerusalem nach Beirut.

Ninstead des angekündigten Unwetters stieg die Sonne am 4. November wieder herrlich und strahlend an dem blauen Himmel empor. Es waren 15° R. im Schatten, so daß man, gewöhnt an die starke Hitze, fror. Bald nach 8 Uhr wurde aus dem Zeltlager aufgebrochen, Kavallerie voran, die Kaiserin im Wagen, der Kaiser und sein Gefolge zu Pferde, dann der lange Wagenzug. Es ging den bekannten Weg zum Jaffa-Thore hinab, dann in das Sionom-Thal hinein, an der Stadtmauer entlang und den steilen Weg hinauf, welcher nach Bethlehem führt. Noch einmal grüßten über das Thal herüber die Stadt und die alten Mauern Jerusalems. Vom Lager bis zum Bahnhofe stand eine unzählbare Menschenmenge, von den ärmsten Juden der Kolonien vor dem Jaffa-Thore an bis zu den türkischen Offizieren und hohen Beamten in goldglänzenden Uniformen. Es war ein rührendes, herzliches Abschiednehmen des ganzen Volkes. Kinder, christliche, muhammedanische und jüdische, waren schulenweise aufgestellt und sangen. Nur wenige militärische Posten standen an der Straße. Am Bahnhofe präsentierte eine stärkere Truppenabteilung, welche in kindlicher Unschuld als Präsentiermarsch das Lied „So leben wir, so leben wir“ spielte. Seit Monaten hatten die braven Musici sich die bekannten preussischen Märsche einüben müssen, und sie thaten ihr Möglichstes, um immer an richtiger Stelle auch den richtigen Ton zu treffen. Außer den türkischen Militär- und Zivilbehörden erschienen auch der alte, ehrwürdige, armenische Patriarch,



Phot. Benelli, Beirut.

Jaffa.



der jüngere, liebenswürdige, griechische Patriarch, die deutsche katholische Geistlichkeit und die Mönche und Schwestern, ferner die türkischen geistlichen Würdenträger — alle im Ornate — und endlich mit den deutschen evangelischen Geistlichen zahlreiche Mitglieder der evangelischen Gemeinden und der nahegelegenen Templer-Kolonie und die Diakonen. Wie viel äußerlich und innerlich verschiedene Elemente vereinigten sich hier zu gemeinsamem Dank- und gemeinsamem, treugemeintem Abschiedsgruße. Ein gewaltiger harmonischer Akkord — der Kaisergruß der muhammedanischen Truppen, die Gefänge der türkischen Knaben, die Segensgrüße der Bischöfe und Patriarchen, verbunden mit den deutschen Jubelrufen — stieg zum Himmel empor, als sich der Zug langsam in Bewegung setzte.

Die Bahnlinie windet sich durch die tief eingeschnittenen Thäler des Gebirges Juda, vorbei an manchem im Altertume und im Mittelalter berühmten Orte. In dem ersten Thale, dem reich angebauten, seinen Namen verdienenden Wadi el Werb, d. h. „Rosenthal“, liegt das schon erwähnte Bittir,*) ehemals eine starke Bergfestung, in der sich Bar Kochba bei seinem Aufstande gegen die Römer festgesetzt hatte. Nach furchtbarem, blutigem Kampfe wurde sie genommen. Die wohlgepflegten Beete auf den Bergstufen sind trotz der langen Dürre noch immer reichlich vom Wasser benetzt, und mancher Baum, „gepflanzt an Wasserbächen“, bringt seine Frucht zu seiner Zeit. Der Weinbau geht bis hoch auf die Berge hinauf. Ihre natürlichen Terrassen sind durch Steine und Mauern künstlich ausgebaut und bepflanzt. Dann ging es zwischen nackten Felsen, vorbei an türkischen Wachen und Posten, in die Ebene hinunter. Fröhlich begrüßten die Einwohner von Ramle und von Lydda die Majestäten. Durch weit ausgedehnte Oliven- und Orangenpflanzungen, Getreide- und Maisfelder lief der Zug um 1 Uhr auf dem Bahnhofe in Jaffa ein.

Die langen Wagenreihen — der Kaiser und die Kaiserin mit dem türkischen Botschafter voraus — fuhren, von Kavallerie begleitet, durch die reich geschmückte, jubelnde Stadt, durch deren bunten, lustigen, von Menschen dicht gefüllten Basar, wo eine fast holländische Sauberkeit herrschte, nach dem Strande. Bei herrlichem Wetter und stiller See ging die Einschiffung gut von statten. Fast vier Stunden vergingen, ehe alles Gepäck auf den kleinen Booten vom Lande auf die „Hohenzollern“ und „Gertha“ hinübergeschafft war. Was hätte werden sollen,

*) Vergl. S. 313.

wenn der gefürchtete Sturm, wie so oft, tagelang die gefährlichen Klippen umtobt hätte! — Welch wohlthuendes Gefühl! Die Ruhe, die Sauberkeit und kein Staub mehr auf dem schönen Schiffe! Die untergehende Sonne beleuchtete bei der Abfahrt weithin die freundliche Stadt, ihre in Massen am Ufer stehenden, Abschiedsgrüße winkenden Bewohner und die fernen Berge. Nur eine Woche war vergangen, seit das Kaiserpaar angekommen war, und wie auf einen langen, ereignisvollen Zeitraum blickte man zurück.

Die Nacht war unerträglich heiß. Aus Cäsarea, Atlit und Haifa glänzten die Leuchtfeuer über das dunkle, ruhige Meer. Im Morgenrauen näherten sich die Schiffe dem Hafen von Beirut. —

Hier landete auch der Kronprinz im Herbst 1869. Er hatte wegen beschränkter Zeit die anfangs beabsichtigten Ausflüge nach dem Jordan und dem Toten Meere sowie nach Mar Saba aufgegeben und nur am 5. und 6. November das alte, berühmte Hebron und Bethlechem besucht. In Bethlechem betrückte ihn tief die Erinnerung an die blutigen Zwistigkeiten unter den Christen, welche an den heiligen Stätten nicht lange vorher vorgefallen waren. Am 6. November unternahm er noch einen Ritt um ganz Jerusalem und dann zur Klagemauer, erfreut, überall seine Marinesoldaten anzutreffen. Am 7. November, nach der Übernahme des Märistan, begann der Rückritt nach Jaffa. Vor der Stadt besuchte er noch „die unter Aufsicht der braven Diaconissin Charlotte Pilz stehende Mädchenschule Talitha-Kumi, welche vortrefflich gehalten ist“ und das damals noch sehr ärmliche Schnellerische Knaben-Waisenhaus. Nachtquartier wurde wieder in Zelten bei Bab el wad gehalten und am nächsten Tage nach Jaffa geritten, wo der Kronprinz mit dem eben unter großer Gefahr gelandeten Kaiser von Oesterreich, welcher sich auch nach Jerusalem begeben wollte, zusammentraf und ihn herzlich begrüßte. Er führte hier noch die letzten Unterhandlungen wegen der Übergabe eines Stückes des Märistan mit dem griechischen Patriarchen von Jerusalem*) und erzählt dann:

(Aus dem Tagebuche des Kronprinzen vom November 1869.)

„Generalmajor v. Stojich leistete mir bei dieser ganzen Erwerbsangelegenheit, schon von Konstantinopel an, den größten Dienst, indem er stets die Augen offen hatte und auch rechtzeitig zu erfahren verstand, worauf es im entscheidenden Augenblick ankam.“

*) Vergl. S. 180.

Bei heftiger Brandung schiffte sich der Kronprinz mittags an Bord der „Gertha“ ein zur Fahrt nach Beirut, welches in der Morgendämmerung des 9. November erreicht wurde.

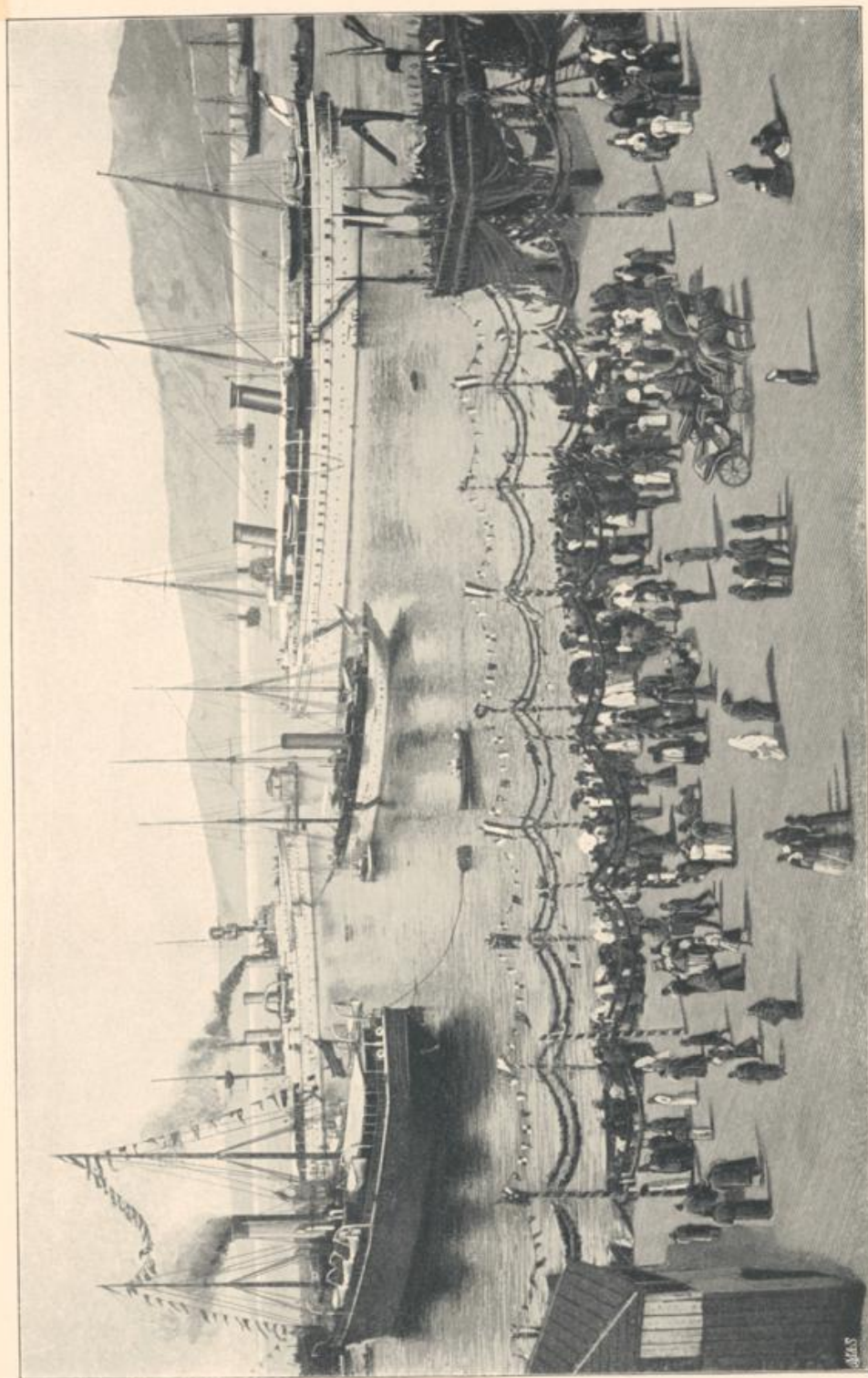
Beirut.

Über der wunderschön gelegenen, einen langgestreckten Berg bedeckenden großen Stadt, welche auf Felsen unmittelbar aus dem Meere emporsteigt, strahlte die Morgen Sonne und beleuchtete die stattlichen weißen, hier und da auch rot und blau gestrichenen meist einzeln stehenden Häuser mit roten Ziegeldächern, von denen türkische und deutsche Fahnen wehten. Zwischen saftig-grünen Bäumen dehnen sich Vorstädte aus. Die Stadt liegt auf einer breiten, auf Felsen und Klippen nach Westen hin weit in das Meer vorspringenden Landspitze. An die hierdurch gebildete, weite Meeresbucht treten im Osten die gewaltigen Höhen des Libanon, überragt von dem hohen, schöngeformten Rücken des Dschebel Sannin, in malerischen Gruppen und Linien heran. Die Abhänge sind bis hoch hinauf mit zahlreichen Dörfern und Villen bedeckt. Große und kleine Fahrzeuge lagen in der Bucht. Ein türkisches, besagtes Kriegsschiff feuerte Salut, welchen die „Gertha“ erwiderte. Die „Hohenzollern“ lief in den kleinen, von zwei langen Molen umgebenen neuen Hafen ein, welcher außerdem noch die „Gertha“, „Sela“ und „Loreley“ aufnahm, sowie zwei englische, einen amerikanischen Dampfer und die „Mitternachts-Sonne“, welche ihre Gäste von Damaskus zurückerwartete. Viele Segelboote lagen längs der Molen. Der überfüllte Hafen, die auf den langen Molen mit klingendem Spiel aufgestellten Truppen, die auf dem Platze zwischen Stadt und Meer stehenden, jubelnden Scharen der Einwohner, die schulenweise mit Fahnen aufgestellten Kinder boten ein farbenreiches, entzückendes Bild. An dem mit Fahnenmasten und Laubgewinden geschmückten Strande war die Landungsstelle glänzend hergerichtet. Vor einem prachtvollen Zelte hatten sich die Vertreter der Behörden in ihren Staatsuniformen zum Empfange der Majestäten versammelt. Die Hitze in dem engen, windstillen Hafen war unbeschreiblich. Kaiser und Kaiserin blieben daher den Tag über auf dem Schiffe und empfingen dort die Abordnungen der Stadt und der Behörden, wobei nach Landesförmlichkeit aus Landeserzeugnissen bestehende Geschenke überreicht wurden. Die Truppen waren von den Molen abmarschiert, aber um so zahlreicher strömten die Einwohner dahin, und trotz des unglaublichen Staubes wirbelten sie bis in die Nacht am Strande hin und

her. Am Abend erstrahlte nicht nur der Hafen und die darüber aufsteigende Stadt wie ein Lichtmeer, sondern auch alle Dörfer und Villen an den Hängen des Libanon, besonders ein großer, hochgelegener Luftkurort, waren in feenhafter Weise erleuchtet.

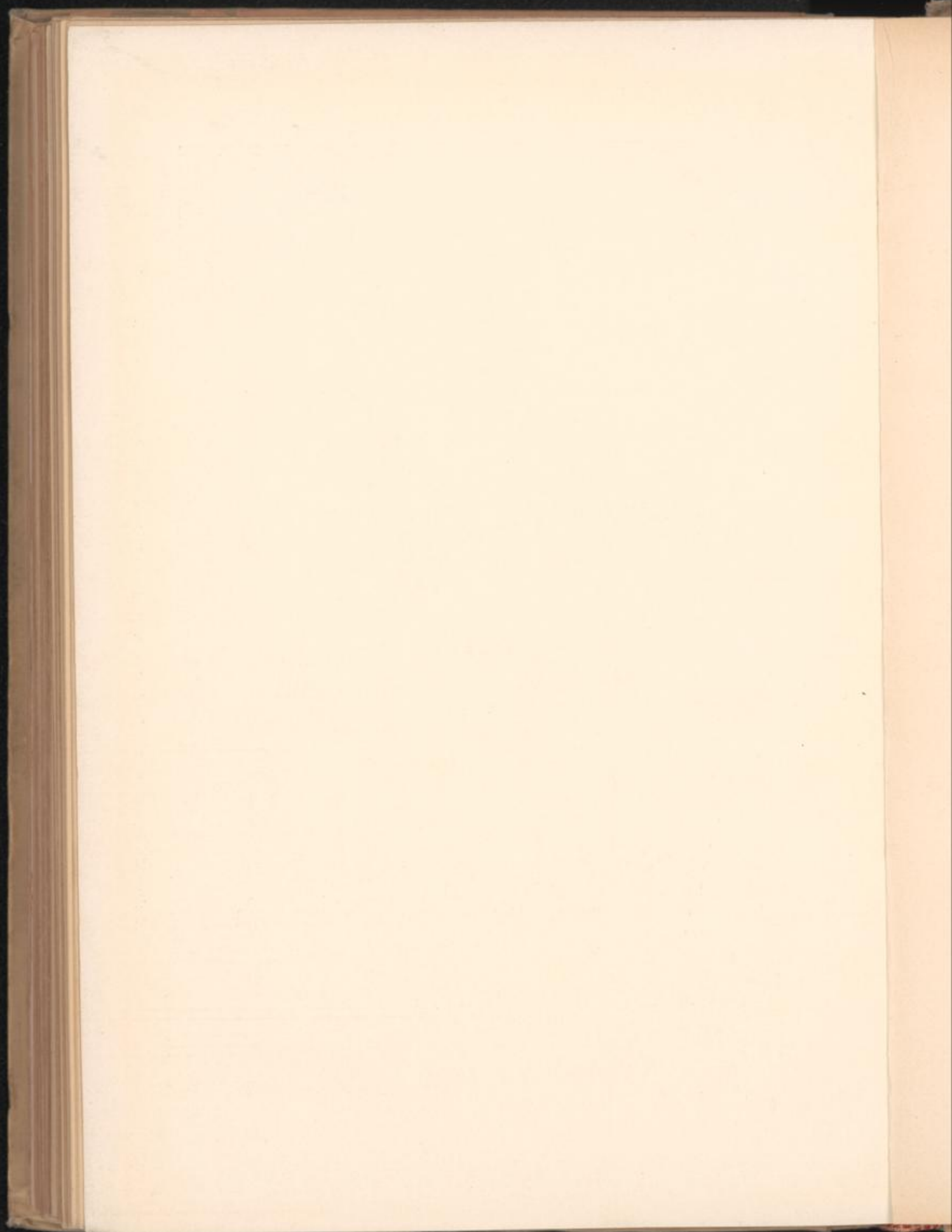
Man erkennt in Beirut die große, wohlhabende Handelsstadt mit europäischem Anstrich. Aus der Zeit der Römer, welche den damals unbedeutenden Ort unter dem Namen „Julia Augusta Felix Berytus“ zur Kolonie machten, und von den Prachtbauten, welche Herodes I. und seine Nachfolger hier aufführen ließen, ist fast nichts erhalten. Titus ließ dort zur Feier der Einnahme und Zerstörung Jerusalems glänzende Spiele abhalten. Bis zur arabischen Eroberung blühte daselbst eine aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert stammende römische Rechtsschule. Berühmt waren schon in byzantinischer Zeit die Seidenwebereien von Berytus. Von hier aus wanderte das Kunsthandwerk im 12. Jahrhundert nach Sizilien. Die Kreuzfahrer nahmen die Stadt unter König Balduin II. 1125 ein, hielten sie aber nur bis zur Schlacht am Karm Hattin. Im 17. Jahrhundert war Beirut der Sitz des hochbegabten Druisen-Fürsten Fachreddin, der sich hier nach Vertreibung der Beduinen ein kleines Reich gründete. Er hielt sich neun Jahre lang am Hofe der Medici in Florenz auf und führte nach seiner Rückkehr europäische Sitten und Bauwerke in seinem Ländchen ein. Die eingeborenen Christen begünstigte er. Die Türken nahmen ihn gefangen und ließen ihn in Konstantinopel hinrichten.

Vor vier Jahrzehnten wütete eine fanatische Christenverfolgung im Libanon. Die Druisen machten ihrem alten Haffe gegen die Maroniten Luft. Die Zahl der Getöteten wird auf 14 000 geschätzt. Seitdem zogen viele Christen nach Beirut, und der Ort entwickelte sich zu einer großen Handelsstadt. Von den 120 000 Einwohnern sind die meisten Christen aller möglichen Konfessionen und Sekten und nur 36 000 Muhammedaner. Unter den Christen sind neben 2100 Evangelischen 28 000 Maroniten. Ursprünglich eine monotheletische Sekte, sind dieselben seit den Kreuzzügen (1182) mit der römischen Kirche uniert und unterwarfen sich 1600 völlig dem Papst; doch haben sie ihren eigenartigen Gottesdienst bewahrt, bei welchem die Liturgie in alter syrischer Sprache gehalten wird, und stehen unter einem eigenen, im Kloster Kanöbin im Libanon residierenden Patriarchen, der von ihren Bischöfen gewählt und von Rom bestätigt wird. Die eingeborenen Araber griechischen Bekenntnisses haben das maßgebende Übergewicht; sie sind geschickte und schlaue Kaufleute und insofgedessen sehr wohl-



W. H. H. Beirut.

„Hohenzollern“, „Hertha“, „Coreley“ und „Mitternachtsjonne“ im Hafen von Beirut.



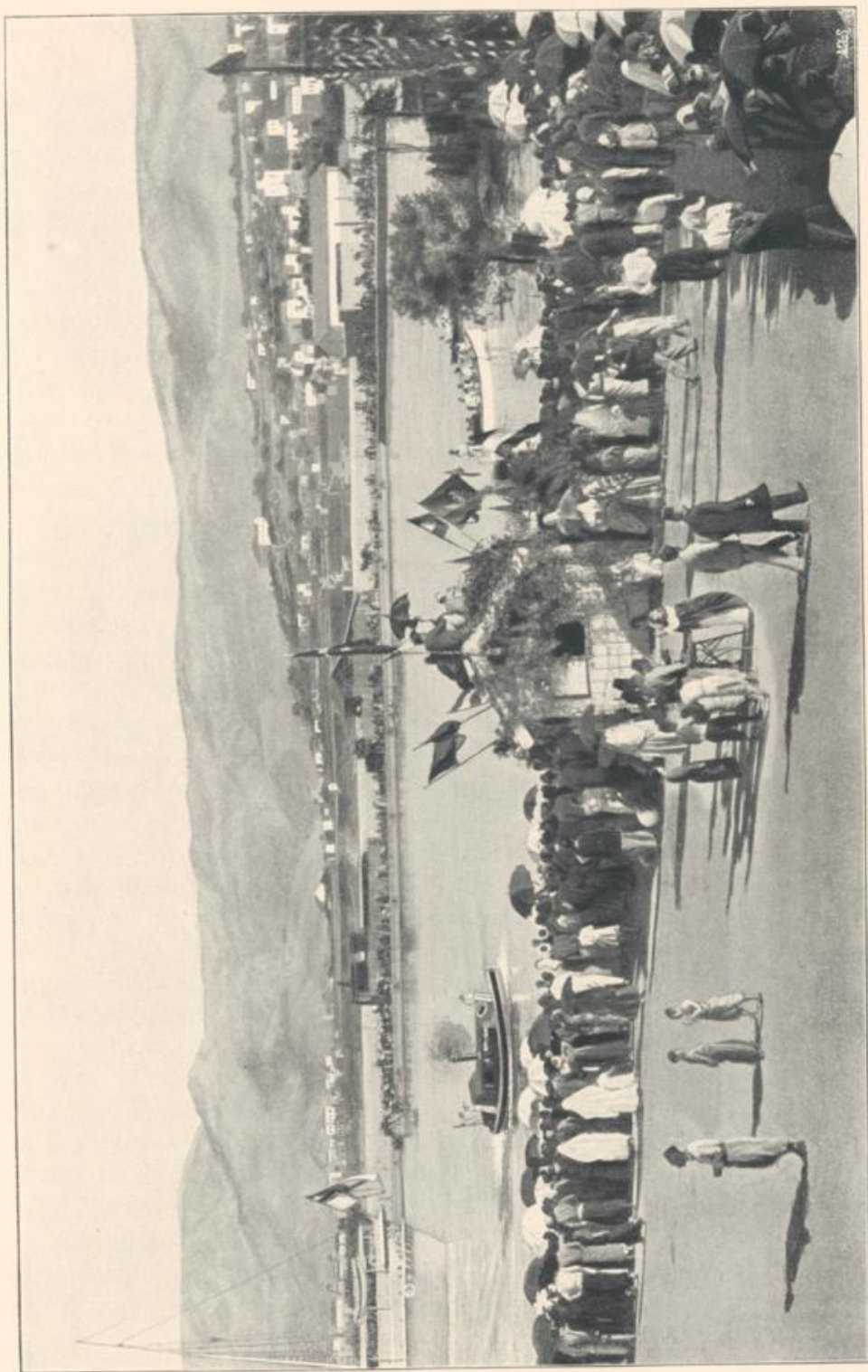
habend. Sie sorgen für eine sorgfältige, praktische Erziehung ihrer Kinder, welche meist in den Händen der mit guten Kräften besetzten französischen Klöster und Erziehungsanstalten liegt. Daher wird in den wohlhabenderen syrischen Familien überall gewandt französisch gesprochen; es bestehen viele Beziehungen mit Frankreich, und der französische Einfluß ist stark. Die Meinung indes, daß insolgedessen in der Stadt eine gewisse Zurückhaltung gegenüber dem deutschen Kaiserpaare sich bemerkbar machen könnte, war gänzlich unbegründet.

Der nächste Tag, der 6. November, war ein Sonntag. Vom frühen Morgen an standen die Einwohner mit Frauen und Kindern trotz des brennenden Sonnenscheins in bunten, dichtgedrängten Massen an den Fenstern und auf den Dächern der Häuser, am Strande und auf den Molen und schauten auf die nur wenige hundert Schritt von ihnen entfernte „Hohenzollern“. Still und staunend hörten sie von dort die schönen deutschen Choräle herüberklingen. Später rückten die türkischen Truppen zu Fuß und zu Pferde heran und stellten sich an der Landungsstelle in Parade auf. An sie schlossen sich Schulen und Abordnungen an. Um 3 Uhr fuhren die Majestäten im Ruderboote an Land. Ein unendlicher Jubel und lautes Händeklatschen erscholl vom Ufer; die Militärmusik spielte; die Truppen präsentierten, und feierlich empfingen die höchsten Beamten das Kaiserpaar unter dem glänzenden Zelte. Der furchtbare Staub war durch große Wassermassen — Beirut hat Wasser- und Gasleitung — siegreich bekämpft worden. Der Jubel des in reicher und bunter Sonntagstracht strahlenden Volkes war hier stürmischer als in Palästina, weil sich ein großer Teil der Einwohner die lebhafteren und lärmenderen Gefühlsäußerungen der Südeuropäer angeeignet hat, und weil die Muhammedaner mit ihrer gemessenen Haltung in verhältnismäßig geringerer Zahl vorhanden waren. Die ganze Stadt war wie eine gute Stube für hohen Besuch gründlich gesäubert und geschmückt, namentlich auch das Türken-Viertel. Von einer starken Kavallerieabteilung begleitet, fuhren die Majestäten durch die fröhliche Menschenmenge nach dem großen, auf halber Höhe gelegenen, von schattigem Parke umgebenen, in den Jahren 1866/67 erbauten Johanner-Hospitale, welches auch der Kronprinz am 9. November 1869 besucht hatte. Die Kaiserswerther Schwestern, deren erste Station hier bereits 1860 begründet wurde, geleiteten die Majestäten in hohe, prächtige Säle mit wundervoller Aussicht auf das Meer.

Der Kaiser begab sich von hier aus zu der auf hoher Terrasse die Stadt überragenden Kaserne des 7. Regiments — eine Aus-

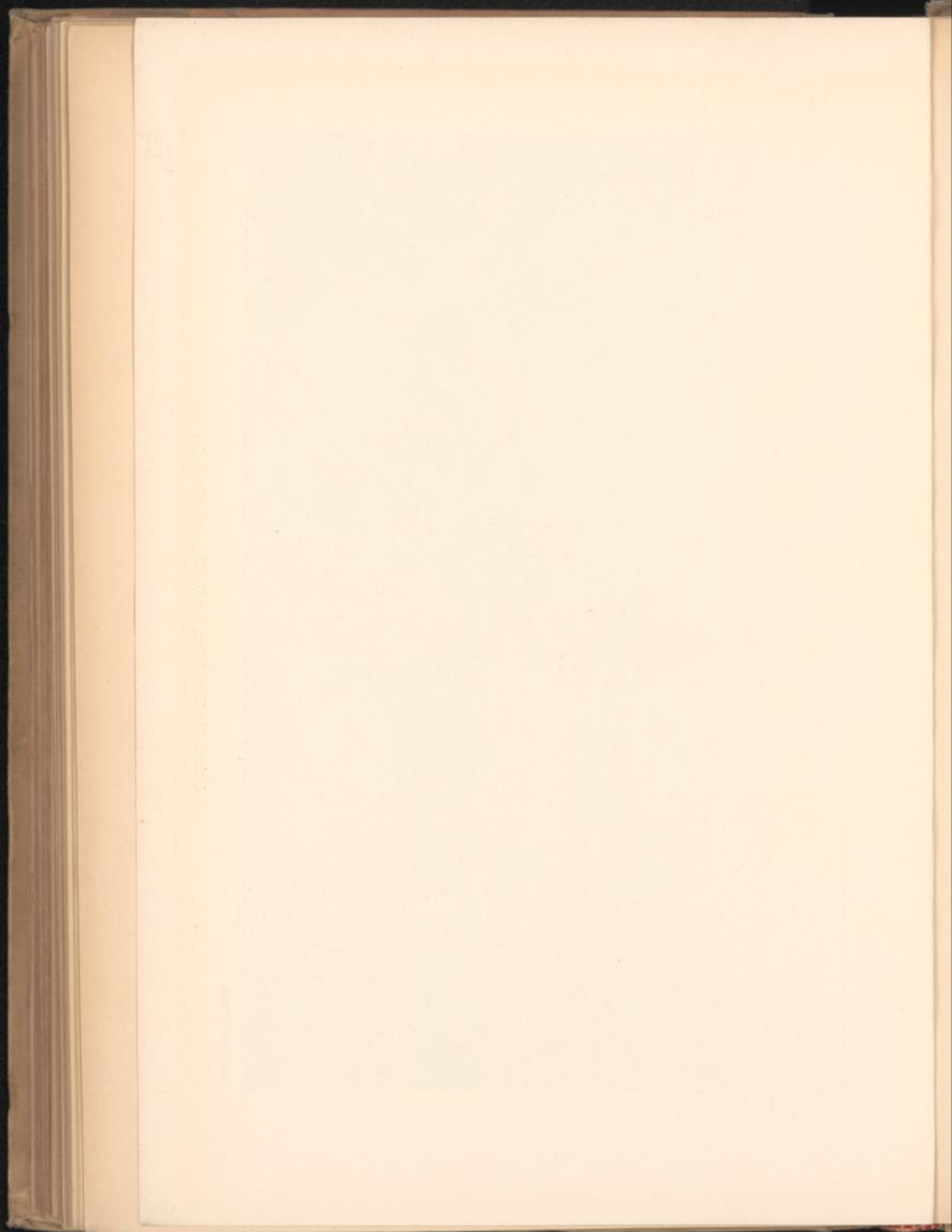
zeichnung, welche in ähnlicher Weise wohl noch niemals einem türkischen Regimente zu Teil geworden ist, und die bei den Soldaten hohe Freude und Dankbarkeit erregte. Kanonenschüsse verkündeten seine Ankunft. Das Regiment war auf dem nach dem Meere zu offenen Hofe aufgestellt. Der Kaiser schritt durch einzelne Räume, und während in den Zimmern der Offiziere Erfrischungen dargereicht wurden, erquickte sich Seine Majestät an dem herrlichen Blicke über die Stadt, den Hafen, das tiefblaue Meer und nach der andern Seite hin über die baumreiche Ebene bis zu den Höhen des Libanon.

Die Kaiserin besuchte unterdes das im Jahre 1860 begründete Kaiserswerther Erziehungsheim mit dem Waisenhanse Zoar, eine Musteranstalt in großartigem Stile, mit hohen, lustigen Sälen und großem Garten. Das ganze Gebäude war mit Cedernzweigen, Palmenwedeln und Fahnen schön geschmückt. Das Waisenhaus enthält 130 meist syrische und armenische Kinder, unter ihnen etwa 50, deren Eltern bei den letzten Unruhen getötet worden sind. Die Schule ist in ganz Kleinasien in hohem Maße beliebt und von einigen hundert Kindern, Mädchen bis zu sechzehn, Knaben bis zu neun, höchstens zehn Jahren besucht. Jede Religion, jede Konfession, jede Sekte, im ganzen über zehn verschiedene Bekenntnisse und fast ebensovielen Nationalitäten sind vertreten und in Eintracht vereinigt. In jedem Lehrfache wird Unterricht in arabischer, türkischer, französischer, deutscher und englischer Sprache erteilt. Das Französische und das Deutsche dienen zur Vermittelung des Verständnisses. Je nach Bedürfnis werden acht bis zehn verschiedene Klassen gebildet. In den höheren Klassen, die das Lehrziel einer europäischen höheren Mädchenschule erreichen, sitzen nur Mädchen, in den niederen außer den Mädchen auch einige wenige Knaben. In der Kapelle des Gebäudes wird auch der evangelische Gottesdienst gehalten. Lehrerinnen, Lehrer und Kinder begrüßten die Kaiserin im Garten mit Gesängen und Gedichten und überreichten meist selbstgefertigte, kleine Geschenke. Dann gingen die Kinder in ihre Klassen, von denen die Kaiserin jede einzelne besuchte. An der Kleidung, der Bildung und dem Benehmen ließ sich auch hier die Wohlhabenheit der Eltern und der europäische Einfluß erkennen. In den unteren Klassen befinden sich mehrere Muhammedanerinnen; sobald sie älter werden, dürfen sie die christliche Schule nicht mehr besuchen. Nur die schöne fünfzehnjährige Tochter des höchsten Militärkommandanten war noch dort. Seit ihrer Kindheit hing sie an der ihr lieb gewordenen Schule. Als man sie herausnahm,



Phot. Benalla. Beirut.

Beirut, die Auschiffung und Blick auf die Stadt.



wußte sie sich immer noch zeitweise tief verschleiert dorthin zu schleichen, bis sie endlich durch ihre Standhaftigkeit die Erlaubnis der Eltern zum Schulbesuch erwirkte. Außerhalb der Schule ist sie die verschleierte, zurückgehaltene und sich zurückhaltende stille Muhammedanerin, unter ihren Mitschülerinnen ein glückliches, fröhliches, natürliches Kind.

Die Majestäten trafen sich wieder weit vor der Stadt in einem großen Pinienwalde (Herdsch-Wäldchen), in welchem die Offiziere der Garnison einen kleinen Erholungsgarten mit Pavillon, Blumenbeeten und Springbrunnen besitzen und sich zur Begrüßung der Majestäten versammelt hatten. Der tiefe Eindruck, welchen eine ihnen so vollständig ungewohnte Berührung mit einem mächtigen Herrscher, der selbst durch und durch Soldat ist, und mit einer sie liebenswürdig anredenden Kaiserin machte, war unverkennbar.

Die Rückfahrt glich einem Triumphzuge. Vor der Stadt standen zu beiden Seiten des Weges nicht nur Unzählige, die aus den benachbarten Ortschaften herbeigeströmt waren, sondern dort harnte des deutschen Kaiserpaares auch die vornehme Welt der Stadt, die Griechen in eleganten kleinen Wagen, und Herren und Damen zu Pferde, alle in ununterbrochenem Jubel.

So ging es in der inzwischen eingebrochenen Dämmerung durch die ganze glänzend illuminierte Stadt hindurch und über den mit einem öffentlichen Garten geschmückten Kanonenplatz zum Hafen zurück. Überall waren die Straßen, die Fenster und Balkons mit Menschen besetzt, die sich in Freudenbezeugungen überboten; Musikkorps spielten, Chöre sangen. Auf den Dächern flammten zahllose Feuer und Lichter. Die Küste, die Gebäude bis zu den Höhen des Gebirges hinauf, die Schiffe im Hafen bis an die Mastspitzen hinan strahlten in hellem Glanze. Dazu schossen vom Strande Feuergerben und Raketen, die Hunderte von funkelnden Leuchtkugeln entsandten, zum Sternenhimmel empor. Auf den Schiffen brannten bengalische Flammen an allen Raaen. Auch warf der große elektrische Scheinwerfer von der „Gela“ sein blendendes Licht über das Meer, auf die Menschenmenge und die Häuser am Strande bis weit ins Land hinein. Auf der „Hohenzollern“ und am Kai spielten Militärkapellen preussische Märsche und deutsche Lieder. Es war wie ein brausendes Licht- und Feuermeer von märchenhafter Pracht.

Die Gefährten auf der „Mitternachts-sonne“, die inzwischen nach Überstehung ernstester Gefahren von ihrer Fahrt nach Damaskus zurückgekehrt waren, sandten noch ein Kaiserhoch hinüber nach der „Hohen-

zollern“ und fuhren unter dem Gefange: „Heil Dir im Siegerkranz“ aus dem Hafen in die sternklare Nacht hinaus.

Auf der Fahrt nach Damaskus.

Bei herrlichem Wetter verließen Kaiser und Kaiserin am nächsten Morgen (7. November) um 8 Uhr das Schiff. Am Landungsplatze standen die Behörden, die Truppen, die türkischen Schulknaben, christliche Schulen, vor allem die Kinder der Kaiserswerther Anstalten mit ihren Lehrern, Lehrerinnen und Schwestern. Bornehme Damen der Stadt überreichten Blumen und kleine Gaben. Unter einem mit jedem Schritte sich steigenden Jubel fuhren die Majestäten langsam mit großer Reitereskorte durch die ganze Stadt hindurch zum Bahnhofsgebäude. Der Zug, geleitet von den mit dem Roten Adler-Orden und Kronen-Orden geschmückten liebenswürdigen Eisenbahndirektoren, setzte sich, während die Truppen präsentierten, und die Volksmenge immer aufs neue in Freudenrufe ausbrach, in Bewegung. Er fuhr zunächst über eine weite, mit Feigen und Obstbäumen, Orangen- und Weinplantagen reich angebaute, allmählich ansteigende Fläche in die Vorberge hinein und dann bald steil hinauf zum Libanon.

Landhäuser, von Bäumen beschattet, und anmutige Dörfer sind malerisch über die felsigen Abhänge hin bis hoch an die kahlen Berggipfel hinan verstreut. Von Palmen- und Maulbeerplantagen am Fuße des Gebirges geht es aufwärts zu Pinienwäldchen mit dem leuchtenden Hellgrün der langen, weichen Nadeln. Die Bahn kann einige Strecken nur mit dem Zahnrade in vielen Windungen erklimmen. Je höher sie steigt, desto großartiger wird die Aussicht über die Berge mit ihren felsigen, in allen Farben schillernden Spitzen, in die tiefen, sich hin und her windenden Thäler hinein und zurück in die walddreiche, gesegnete Ebene, über welcher Beirut an seinem, durch die weißen deutschen Kriegsschiffe und andere Fahrzeuge belebten Hafen thront.

Vor den Dörfern und auf den Felsenabfällen stehen Tausende von Menschen in farbigen Gewändern. Die meisten sind maronitische Christen; daher haben sich auch viele Frauen eingefunden. Sie winken mit Palmenzweigen und langen Stäben, an die sie Blumensträuße gesteckt haben, und lassen fröhliche Tödlere erschallen. Dem Reichtume

des Landes und dem Fleiße seiner Bewohner entspricht deren kräftiges, gesundes Aussehen in ihren schönen und sauberen Trachten.

An der hochgelegenen Station Aleih, einer beliebten Sommerfrische der Beirut, war ein längerer Halt. Auf den Höhen und Felsen standen die Bewohner der umliegenden Ortschaften, an der Bahnlinie Truppen in den fleidsamen Uniformen der libanesischen Miliz, die Infanterie in dunkelblauen Röcken mit rotem Besatz, die Kavallerie in roten Röcken mit schwarzen Schnüren. Die Musik spielte preussische Parademärsche, und zwar ausnahmsweise sehr gut. Der Generalgouverneur Naoum Pascha mit seiner Gemahlin und mit glänzendem Gefolge empfing die Majestäten. Er ist Christ. Seit den blutigen Kämpfen gegen die Christen im Jahre 1860 bildet der Libanon ein selbständiges Sandschat, dessen Inhaber den Titel „Generalgouverneur“ führt und stets ein Christ sein muß. Seine Gemahlin hatte als kleines Mädchen dem Kronprinzen bei seinem Besuche im Libanon, dessen Gouverneur damals ihr Vater war, einen Strauß überreicht. In einem prächtig hergerichteten Zelte mit herrlicher Aussicht wurden Erfrischungen gereicht. Die Militärkapelle spielte die altniederländischen Lieblingslieder des Kaisers. Eingeborene führten Fechterspiele auf, die von zwei Alten mit einer Pauke und einer Schalmel begleitet wurden; je nach der Heftigkeit des Kampfes spielten sie leise und langsam oder laut und schnell. Wo sind, so fragte man oft, die alten berühmten Cedern des Libanon? Sie bedeckten einst die heute kahlen Abhänge des Gebirges. Jetzt steht südöstlich von Tripolis am Fuße des Dahr el-Rodib in einer Höhe von etwa 1900 m noch ein Cedernhain von 397 Stämmen. Er ist von einer Mauer umschlossen, um ihn vor weiterer Vernichtung durch Menschen und Ziegen zu schützen. Seit kurzem hat man an einzelnen Orten angefangen, die schönen Bäume wieder anzupflanzen. Hier wurden einige Zweige und große Cedernzapfen als Andenken verteilt.

Immer höher steigt die Bahn. Die Luft ist so erquickend und frisch, daß es eine Wonne ist, sie zu atmen. Der Blick schweift durch die klare, bläuliche Luft zurück über Hunderte von Bergen und Thälern. Die Ebene ist fast verschwunden; wie eine gewaltige, dunkelblaue Mauer steigt das Meer empor. Herrlich erhebt sich zur Linken aus tiefem Thal der stolze Dschebel Sannin. Sein scharfkantiger und zackiger, weißgrauer Rücken hebt sich von dem dunkelblauen Himmel in klaren Umrissen ab. Die Bäume werden in dieser Höhe seltener. Hier und da zieht sich ein Felsenstrom wie ein überrest geschmolzener Gletscher hinab. Viel Geröll liegt umher, aber trotzdem ist die Gegend

noch reich angebaut; ausdauernder Fleiß ringt jedem Fleckchen anbaufähiger Erde Früchte ab; die steilsten Abhänge sind noch mit Reben bepflanzt. Es geht an wohlhabenden Dörfern vorbei. In einem von ihnen — Min Sôfar — steht ein stattliches dreistöckiges Hotel, ein Luftkurort mit gutem Sauerbrunnen. Überall in Scharen schön und festlich gekleidete Männer, jodelnde Frauen und Kinder; unter ihnen treten die hochgewachsenen, ernstesten Druzen in vornehmen, dunklen Gewändern und mit dunklem Turban hervor. Besonders fallen einige Knaben mit schön geschnittenen Gesichtern auf. Die Druzen sind ein merkwürdiger Stamm der syrisch-arabischen Mischbevölkerung und zugleich eine auf dem Boden des Islam erwachsene, aber mit diesem zerfallene religiöse Sekte, deren mystische Lehre aus muhammedanischen, christlichen und neuplatonischen Gedanken zusammengesetzt ist. Als ihren Religionsstifter verehren sie den Kalifen Hafim Biamrillah von Ägypten († 1020), der sich für eine Verkörperung Alis, des Schwiegersohnes des Propheten, erklärte. Sie glauben, daß ein Gott sei, der — weil unerkennbar — sich nur in menschlicher Gestalt offenbaren könne; zuletzt sei er in Hafim erschienen. Demgemäß lehren sie auch die Seelenwanderung und nehmen an, daß Hafims Seele früher in Jesus gewesen sei. Einst werde er wiederkommen, die Welt bekehren und ein großes Reich gründen. Das Bekenntnis der Einheit Gottes, unbedingte Ergebung in seinen Willen, Unterstützung der Glaubensgenossen und Wahrhaftigkeit, aber nur Druzen gegenüber, sind ihre wichtigsten Pflichten. Andersgläubige dürfen belogen und betrogen werden. Sie haben keine öffentlichen Gottesdienste und keinen Priesterstand. Es giebt aber unter ihnen Eingeweihte (Akfal) und Unwissende (Dichohal). Zu den ersteren gehören die meisten Scheichs; sie bilden einen geheimen Orden mit mehreren Graden, dessen Mitglieder „weder lügen noch schwören“ dürfen und Wein sowie Tabak vermeiden müssen. Ihre religiösen Versammlungen halten sie Sonnabends in einsamen Kapellen; dort lesen sie ihre alten heiligen Bücher und singen Kriegslieder, die einen wilden Haß gegen alle Ungläubigen kund thun. Gleichwohl üben sie Gastfreundschaft in liebenswürdigster Weise. Ihre Frauen zeigen sich nicht. Mit langen Palmenzweigen und Blumen winken die Männer und singen eine ernste, eintönige Melodie; es ist der Gruß, welcher sonst nur dem Sultan zugerufen wird: „Gott segne den Kaiser und gebe ihm Siege!“ Man sieht, daß es ein kriegerisches Volk ist. Auf der Straße hält eine lange Karawane. Die Kamele sind niedergekniet; ihre Führer jubeln



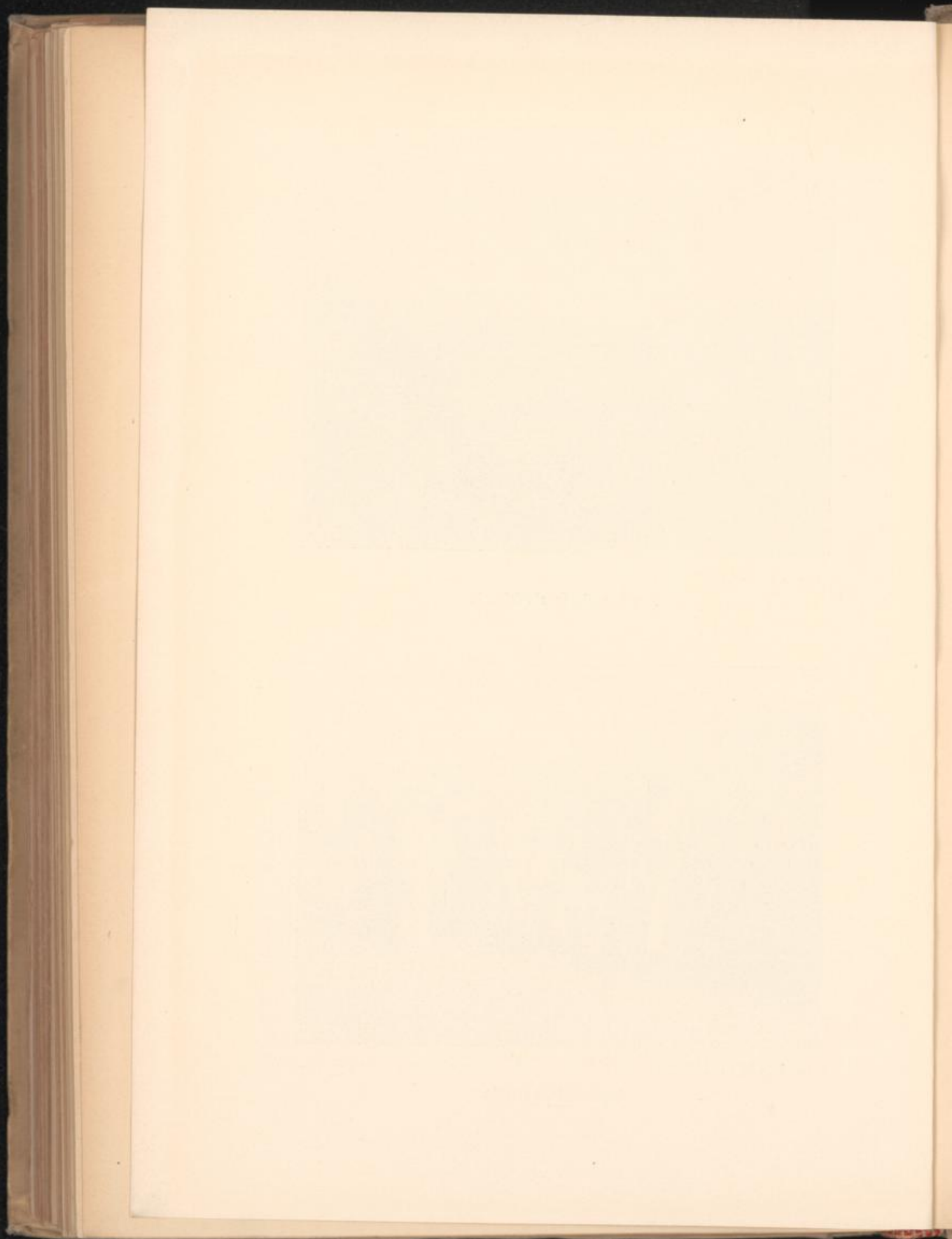
Phot. C. Knisch, Berlin.

Libanon-Gebirgslandschaft.



Aufnahme J. W. der Kaiserin.

Typen bei Muallafa.



und winken. Dort zieht eine andere endlose Karawane von beladenen Eseln und Maultieren vorüber. Welcher Unterschied zwischen den blühenden, schönen, sauber gekleideten Menschen hier gegen das ärmliche und elende Volk in und um Jerusalem! Welche reiche Kultur, welcher Fleiß hier in den Felsenbergen gegenüber der Verwahrlosung und Unthätigkeit dort!

Die seit 1895 eröffnete Bahnlinie, wohl eine der großartigsten Gebirgsbahnen, durchläuft nun zwei Tunnels, von denen jeder seit drei Wochen durch starke Militärposten besetzt ist. Hinter dem zweiten Tunnel von Mudéridsch hat die Bahn, zwischen fahlen Felsen sich hindurchwindend, ihren höchsten Punkt (1487 m) erreicht und senkt sich nun auf der Ostseite des Gebirges steil hinab. Ringsum ragen kahle, von tiefen Felschluchten zerrissene Berge auf. Durch sie schweift der Blick hinab auf die ein bis zwei Stunden breite, viele Meilen von Norden nach Süden sich hinziehende, mit Wiesen und Feldern bedeckte Hochebene, El-Bikā (Spalt), das alte Gölshrien (hohle Syrien), welches der Nahr el-Bitānī reich bewässert. Am jenseitigen Rande steigt eine schroffe, öde hohe Bergkette empor, mit grauem Felsgeröll bedeckt, durch welches sich rote Streifen hindurchziehen; in ihren Schluchten liegen tiefviolette Schatten. Es ist der Antilibanon. Über dem mehr als fünf Meilen entfernten Süden des Hochthals erhebt sich über einem schöngeformten Berglande der stolze, dreigipflige Hermon, der in seinen majestätischen Formen und Linien an den Pilatus erinnert, ein sieben Stunden langer und 2759 m hoher, mächtiger Gebirgswall, die alte Grenzmauer zwischen Syrien und Palästina. Zwischen dem Felsgeröll zu beiden Seiten der Bahn zeigen sich wieder Weinpflanzungen. Die baumstarken Reben sind mit ihren breiten Kronen zur Erde gebogen. Die Krone wird von ein bis zwei Fuß hohen Stäben gestützt; unter den Blättern hängen die Trauben herunter, auf diese Weise gegen Regen und Sonnenbrand geschützt; die Hitze strahlt gleichmäßig von dem Laubdach und von der erwärmten Erde aus; jede Krone bildet ein kleines Treibhaus, in welchem herrliche Früchte reifen. Die von Christen und Muhammedanern gleichmäßig bewohnten Ortschaften tragen ein anderes Gepräge wie die Beduinen-Dörfer in Palästina. Sie bestehen aus vielen einzelnstehenden, würfelförmigen, niedrigen Häusern aus Steinquadern mit flachen, aus Kreideerde gebildeten weißen Dächern. Je mehr man sich der von roter, gelber und schwarzer Erde bedeckten, von dem wasserreichen Flusse durchschnittenen, durch zahlreiche Gräben bewässerten, fruchtbaren Hochebene nähert, desto reicher wird der Anbau

des Landes, desto blühender und wohlhabender sehen die Menschen aus. In üppigem Grün liegt das Dorf Saïd-Neil. Die arabischen Einwohner sind an der Bahn versammelt; auf der einen Seite winken Männer und Knaben mit Zweigen und Sträußen und erheben ihren tausendstimmigen, unaufhörlichen Sangesgruß, auf der anderen Seite singen Frauen, Mädchen und Kinder ihren durchdringenden, hohen Zodelton; alle sehen in ihren bunten, sauberen Gewändern frisch, gesund und fröhlich aus. Besonders anmutig und sinnreich sind ihre Handbewegungen: sie heben die Hände gen Himmel oder halten sie, wie segnend, nach vorn; sie legen die Arme gegen die Brust und recken sie dann grüßend aus, als ob sie sagen wollten: „Mein Herz schlägt für Dich!“ Die einst durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Hochebene wird noch heute gut bebaut: Maulbeer- und Zuckerrohrpflanzungen, Feigen-, Öl-, Nuß- und Orangenbäume, und vor allem zahllose Silberpappeln bedecken weithin das Erdreich. Die ohne besondere Pflege schnell wachsenden, aus den Wurzeln der abgeschlagenen Bäume immer wieder sich ergänzenden Pappeln liefern bis nach Damaskus hin das zwar schlechte aber billigste Holz zu allen Bauten und Möbeln.

Von vielen schnellen Reitern begleitet, gelangt der Zug um 1 Uhr in dem Städtchen Muallaka bei großer Hitze an. Der Name bedeutet „angehängt“. Der freundliche, wohlhabende Ort hängt mit seinen würfelförmigen, übereinander liegenden besagten Häusern und bunten Villen gleichsam an dem Hügel, welcher aus der Ebene aufsteigt. Hier ist ein anheimelndes, von Flaggenmasten und Laubgewinden umgebenes Frühstückszeltlager aufgeschlagen. Infanterie und Kavallerie präsentieren; der preussische Präsentiermarsch erschallt in ohrenzerreißenden Tönen. Der von Jerusalem her bekannte Nazim Pascha, Wali von Damaskus, der kommandierende General Haffi Pascha mit glänzenden Gefolgen und die Spitzen der Behörden begrüßen die Majestäten. Das erregte und begeisterte Volk, welches sich in weitem Kreise zusammengeschart hat, jubelt ohne Aufhören. Das fünfjährige Töchterchen des Vornehmsten in Muallaka trägt unter Leitung seiner französischen Erzieherin ein deutsches Begrüßungsgedicht vor. Ernst schaut der Antilibanon herüber mit seinen grau und rotbraun gefärbten Spitzen und Hängen. Von Süden her grüßt der gewaltige Hermon, rückwärts strahlen die zerklüfteten Berge des Libanon in zauberhaften Farben. Glänzend silbergrau sehen sich die fahlen Bergspitzen des Dschebel Sannin gegen den tiefblauen, wolkenlosen Mittagshimmel ab. Die herabziehenden Schluchten schimmern violett, die darunter sich an-



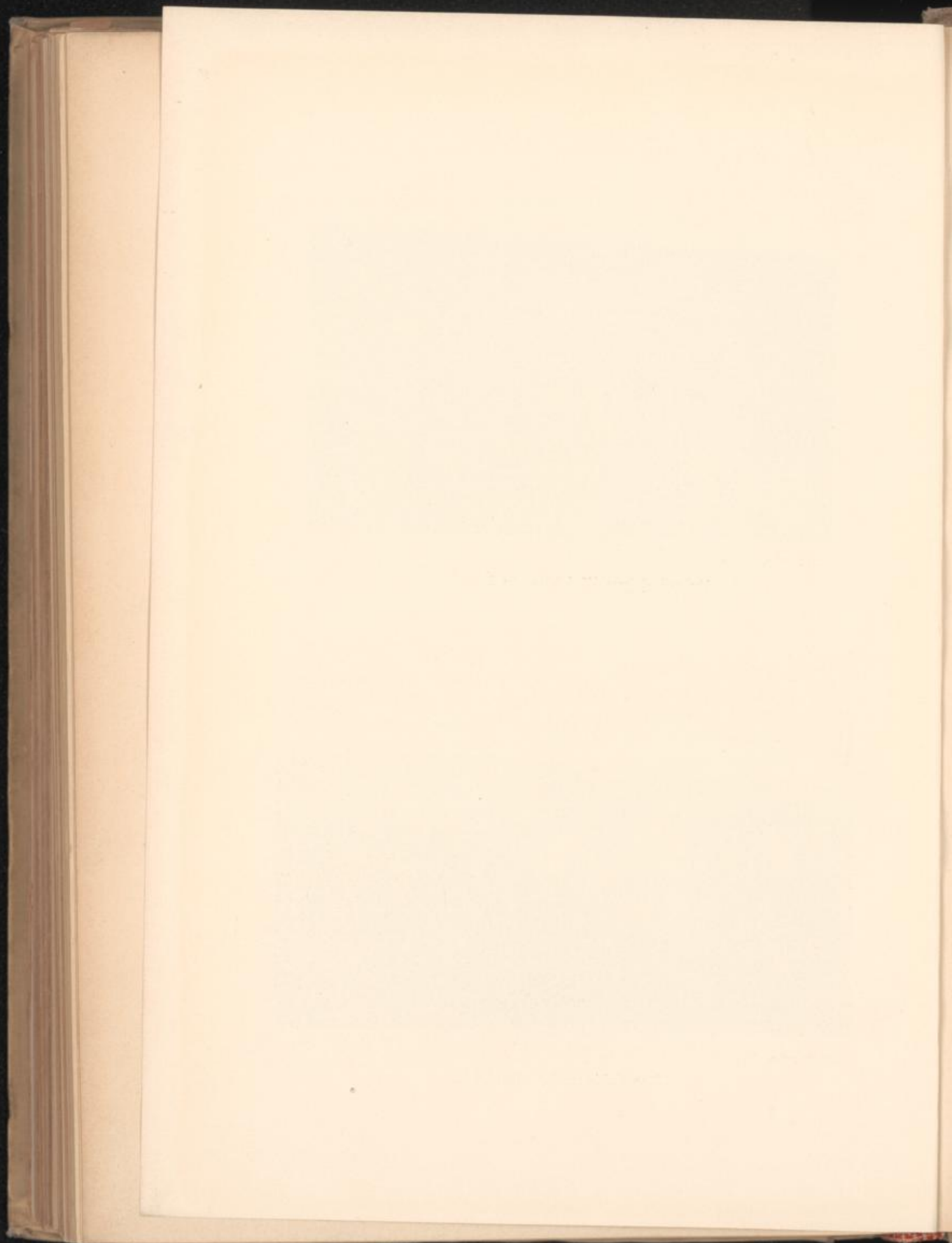
Phot. Giffow, Potsdam.

Ankunft Ihrer Majestäten in Muassaka.



Phot. Jürgensen, Kiel.

Das Zeltlager bei Muassaka.



sehenden Hänge leuchten im herrlichsten Burgunderrot; an einzelnen Stellen lagern sich wie Gletscher schneeweiße Kreideberge vor, hie und da von dunklem Geröll durchzogen. Es waren feenhafte Bilder, voller Leben und Farbe, in dieser wunderbaren Landschaft, wie man sie niemals gesehen hat und wohl niemals wieder sehen wird. —

Als der Kronprinz die Reise von Beirut nach Damaskus machte, ging nur die gute, von einer französischen Gesellschaft etwa acht Jahre zuvor gebaute Poststraße, in deren Nähe sich heute die Bahn an den Bergen empor schlängelt, in östlicher Richtung über den Libanon. Beide Verkehrswege führen über den Gipfel und stoßen jenseits des letzten, den Bergkamm durchschneidenden Tunnels in der Nähe des Ortes Muderidsch zusammen. Hier wendet sich die Fahrstraße unmittelbar nach Südosten durch die Hochebene, überschreitet den Nahr el-Litani und führt quer über den Antilibanon nach Damaskus, während die Bahn in nordöstlicher Richtung über Muallaka das Thal des Nahr Barada (des „Amara“ der Bibel, 2. Kön. 5, 12) erreicht und dann in großem Bogen dem Hauptzuge des Antilibanon nach Süden bis nach Damaskus folgt.

Ehe der Kronprinz indes den Weg von Beirut nach Damaskus einschlug, machte er einen Abstecher südlich in den Libanon hinein nach der Hauptstadt des Bezirks Der-el-Kamar, um dem Gouverneur der Libanon-Provinz in seinem Sommerfize, dem alten Felsenflosse Bê ed-Din, einen Besuch abzustatten. Das Schloß entzückte alle durch seinen prachtvollen Bau, die glänzende bequeme Einrichtung und seine herrliche Lage. Der Kronprinz schreibt darüber:

(Aus dem Tagebuche des Kronprinzen vom November 1869.)

„Am folgenden Tage (10. November) unternahmen wir unter Leitung unseres lebenswürdigen Konsuls Weber einen Ausflug in den Libanon. Zunächst durchritten wir die Orangen- und Pinienhaine, welche sich in üppiger Vegetation dicht an die Vorstadt anreihen und in mannigfaltiger Abwechslung den Weg ins Gebirge einleiten. Hat man dann die Schluchten der malerischen Felsberge betreten, die bei jeder Biegung des Weges das herrliche blaue Meer erblicken lassen, so berührt man, allmählich höher steigend, Ortschaften, die Wert darauf legen, Grünes in der Nähe zu haben, was wir bis jetzt in diesem Welttheile noch nicht gesehen hatten. So zogen wir denn mit unserer Karawane, die von den buntesten Trachten eskortiert ward, immer tiefer in die wild erscheinenden

Thäler des Libanon hinein. Sämtliche Bewohner der Ortschaften, bald christliche Maroniten, bald muhammedanische Drusen, zogen uns, Palmen oder grüne Zweige in den Händen tragend, singend entgegen, während die Frauen Weihrauch vor mir anzündeten, oder mich mit Orangenwasser besprengten. Der gewöhnliche Begrüßungsruf lautet: »Allah verleihe Dir den Sieg«; da aber ein großer Teil der uns heute Begegnenden christliche Maroniten sind, und dieser an mich gerichtete Spruch aus dem Munde christlicher Unterthanen des Großherrn von den Türken feindlich ausgelegt werden konnte, so war vorher eine Instruktion ergangen, zu rufen: »Heil dem Prinzen aus Germanien!«

In dieser Weise ging es dann den ganzen Tag fort, bis wir dem Gouverneur des Libanon, Franko-Pascha, begegneten, dessen Söhne uns bereits vorher mit Erfrischungen bewillkommen hatten, während eine von Engländern geführte Spinnerischule „God save the Queen“ ertönen ließ.

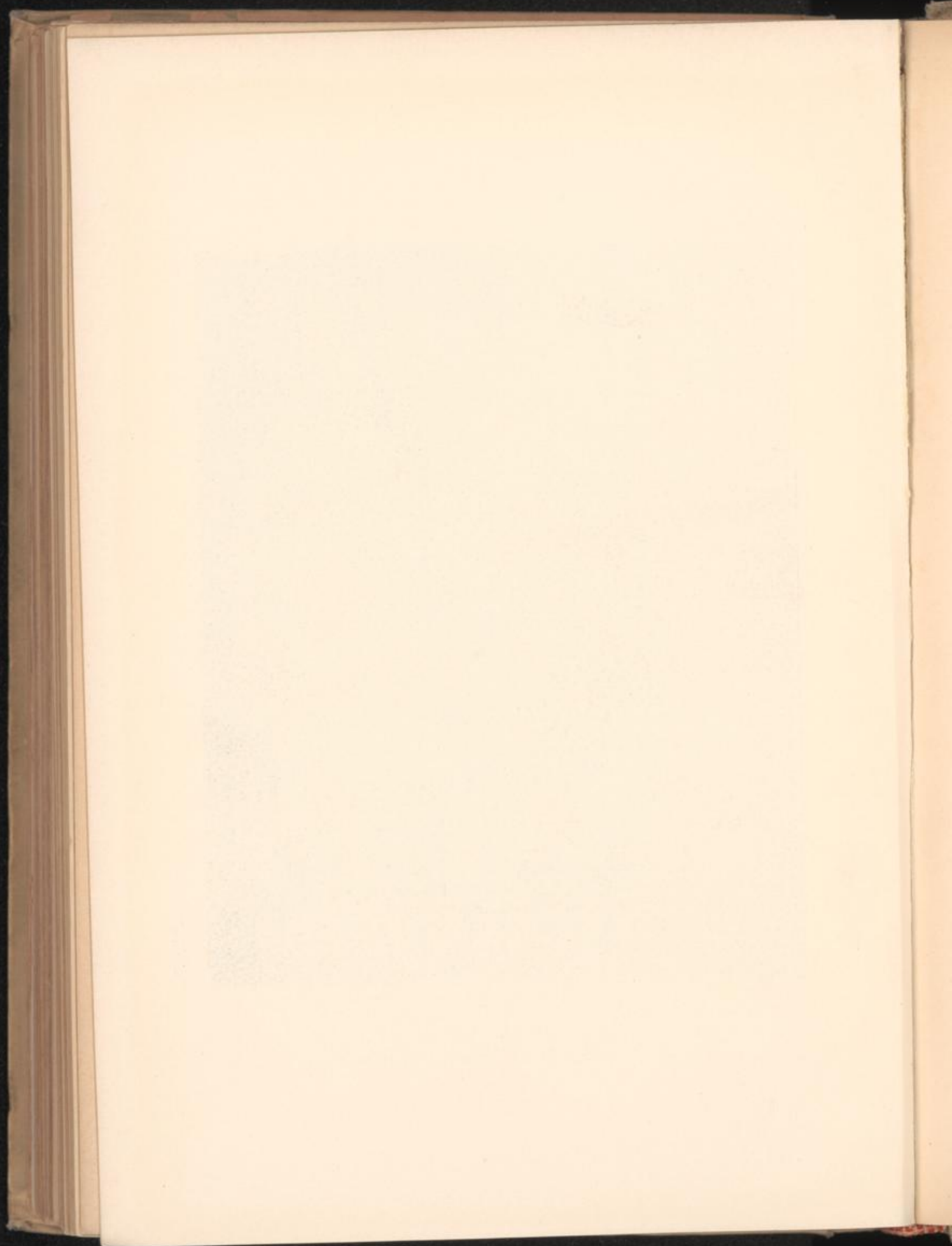
Franko-Pascha ist Christ, da vertragsmäßig seit dem Blutbade von 1860 ein Gouverneur christlichen Glaubens hier die Verwaltung führen soll. Er ist ein liebenswürdiger, gut französisch redender, älterer Mann, dessen orientalische, wort- und blumenreiche Satz-bildungen aber mir schließlich die Fähigkeit raubten, ihm in europäisch gebührender Weise Rede und Antwort stehen zu können. Bêt ed-Din ist der Name seines hochgelegenen Residenzschlosses, welches die glänzend ausgestattete Stammburg der ehemals hier souverän gewesenen, ziemlich barbarischen Familie des jetzt verstorbenen Emirs Beschir-Schihab war. Zwei mächtige, terrassenförmig übereinander liegende Höfe hatten wir zu durchreiten, ehe wir vom Pferde stiegen. In dem oberen derselben stand das zahlreiche Beamtenheer in einer Reihe und ward einzeln vorgestellt, doch zum Glück ohne daß ich ein Wort zu sagen brauchte, da die Sprachkenntnis im Libanon noch keine Zünger gefunden hat! Das Innere des Palastes ist größtenteils orientalisches und wenig europäisches eingerichtet, auch läßt die ganze Bauanlage nicht viel Modernes zu, so daß z. B. Divans und Stalaktiten-Erkerchen überall erhalten sind.

Die Abendsonne beleuchtete Der-el-Kamar bei meinem Einzuge in die engen bergigen Straßen, welche mit einer Kopf an Kopf dicht gedrängt stehenden Menschenmasse gefüllt waren. Auch hier wie in den Thälern Palmen und Zweige, Weihrauch und Orangenwasser. Da die Frauen meist auf den flachen Dächern der Häuser standen, so befand ich mich unter einem anhaltenden Sturzbade, das freilich nach sechsstündigem Ritt in der Hitze nicht gerade unangenehm war. Gräßlich dagegen klingt der Freuden-



H. B. Wet. del.
H. W. W. sculp.

Der Dschebel Samin.



gefang jener Weiber, die in den höchsten Fisteltönen kreischen und dann einen Triller schlagen, der sich anhört, als ob ein Volk Hühner oder Wachteln aufgeht!

Franco-Paschas weiß uniformierte arabische Infanterie sah martialisch aus; nicht minder die irreguläre Kavallerie, welche abends im Schloßhose »Fantasias« bei bengalischer Beleuchtung aufführte. Die Musik zerriß uns die Ohren, denn die meisten der Ausübenden fielen entweder einige Takte zu früh oder zu spät ein — eine Erscheinung, die sich übrigens hier täglich und allenthalben, wo Musik ertönt, wiederholt, und vom Wirtel selber als „un peu de cacophonie“ bezeichnet wurde.

Von der höchsten Zinne des Bergschlosses betrachteten wir den Sonnenuntergang, auf welchen bald das Licht des ersten Mondviertels folgte, so daß wir einen ganz herrlichen Abschluß dieses genussreichen Tages erhielten, den ich zu den interessantesten der Reise zähle.“

Am 11. November setzte der Kronprinz schon um 4 Uhr morgens die Reise zu Pferde fort. Auf steilen, felsigen Pfaden bergauf und bergab klimmend, ritt er wieder nach Norden hin über die Höhen und durch die Schluchten des Gebirges. Fackeln beleuchteten bis zum Sonnenaufgang den schwierigen Weg, dann brannte die orientalische Sonne im hellsten Glanze. Nach fast siebenstündigem Ritte wurde die Poststraße in Mudéridsch erreicht, und hier wurden mehrere alte französische Diligencen bestiegen, deren größte 16 Personen faßt und mit drei Pferden bespannt war. Zum Ersatz waren an der Rückseite des Wagens noch drei Maultiere angebunden. Nach langer Fahrt in glühender Hitze und lästigem Staube kam der Kronprinz unter dem Jubel der Gebirgsbevölkerung und in Begleitung von zahlreichen berittenen, wild dahinjagenden Arabern abends um 9 Uhr in Damaskus an. —

Nach der Abfahrt von Muallaka fuhr der kaiserliche Zug noch eine Viertelstunde durch die reiche Ebene hindurch, dann wand er sich mühsam durch ein wildzerrißenes Felsenthal den Antilibanon hinauf. Plötzlich gelangt man aus den starren Felsenmassen in eine kleine blühende und grünende Oase, die von allen Seiten von zerklüfteten, hohen Felsbergen und steilabfallenden, rotbraunen, kahlen Höhen wie von schützenden Mauern umgeben ist. Es schien, als ob dieses glückliche Ländchen — es hieß ez Zebedani — auch seine Einwohner besonders freundlich und fröhlich stimmte, denn einen solchen Jubelgesang der Männer, ein solches Zodeln der Frauen hatte man noch

nirgends gehört und war doch bereits sehr verwöhnt. Es war so überwältigend, daß alle, auch der Kaiser und die Kaiserin, den Zug verließen, um das eigentümliche Schauspiel aus der Nähe zu betrachten. Als die Leute die freundlich grüzenden Majestäten erkannten, nahm der Jubel in solchem Maße zu, daß die Bahnbeamten durch Winke zum Schweigen aufforderten: und in wenig Augenblicken war dieses lebenswürdige und gehorsame Volk mäuschenstill; aber um so mächtiger erbrauste der Jubel wieder bei der Abfahrt. Dies Wunderländchen, ursprünglich wohl das Bett eines Gebirgssees, wird von dem auch bei der größten Trockenheit wasserreichen Baradä durchflossen, dessen Wasser durch viele Gräben in die Felder geleitet wird. Von den baumlosen Bergen ringsumher ist die fruchtbare Erde in diesen Kessel hineingespült. Der Baradä, der sich durch Zuflüsse allmählich vergrößert und einen Wasserfall bildet, ist der Fluß, welchem Damaskus hauptsächlich seine Fruchtbarkeit verdankt. In seinem Thale senkt sich die Bahn in fortwährenden Windungen, bald hoch über ihm an felsigen Wänden, bald an seinen Ufern entlang, selten ihn überschreitend, nach Damaskus hinab. Die schwarzbraunen Einwohner eines Dorfes, das durch seine mit schwarzen Fellen bedeckten Lehmhütten sich als Beduinen-Dorf kenntlich machte, grüzten mit Palmenwedeln und Zweigen. Wie ein grünes Band zieht sich das Thal, selten breiter als 400 bis 500 Schritt, oft kaum 100 Schritt breit, bald durch braune oder gelbe Sandhügel hindurch, bald durch senkrecht aufstrebende, hohe rötliche Felsenmassen, in welchen schon die Römer Steine brachen, oder an weißen Kreidehöhen entlang. Hier und da ist Raum für ein Araber-Dörfchen. Pappeln, Obstbäume aller Art, besonders Citronen, Mandarinen, Aprikosen und Apfelbäume, seltener Getreidefelder, grünen an den Ufern und den abgeleiteten Gräben des Flüsßchens. Die Bahn senkt sich nach dem Baradä hinab und fährt nun, wie unter einem Laubdach, durch üppiges Grün hindurch. Dann steigen wieder zerklüftete, rotgelbe Bergwände hoch empor und erheben sich bei der Station Ain Fidsche, wo nach 4 Uhr ein kurzer Aufenthalt gemacht wurde, zu gewaltigen, zerrissenen Felsbergen, auf deren höchsten Spitzen große Geier horsten. Hier entspringt in einem mächtigen Quell einer der stärksten Zuflüsse des Baradä. Ruinen eines kleinen Tempels liegen auf einer Plattform über der Höhle, aus welcher der Bach hervorrauscht. Immer wilder werden die Felspartien, immer enger wird das Thal. An einer Schlucht bildet das durch Jahrtausende vom Regen durchfurchte und ausgespülte Felsgeschiebe die seltsamsten Formen. Es sieht aus, als ob es in

glühenden, sich wild durch- und übereinander stürzenden Lavaströmen aus der Erde hervorgebrochen und dann plötzlich erstarrt sei.

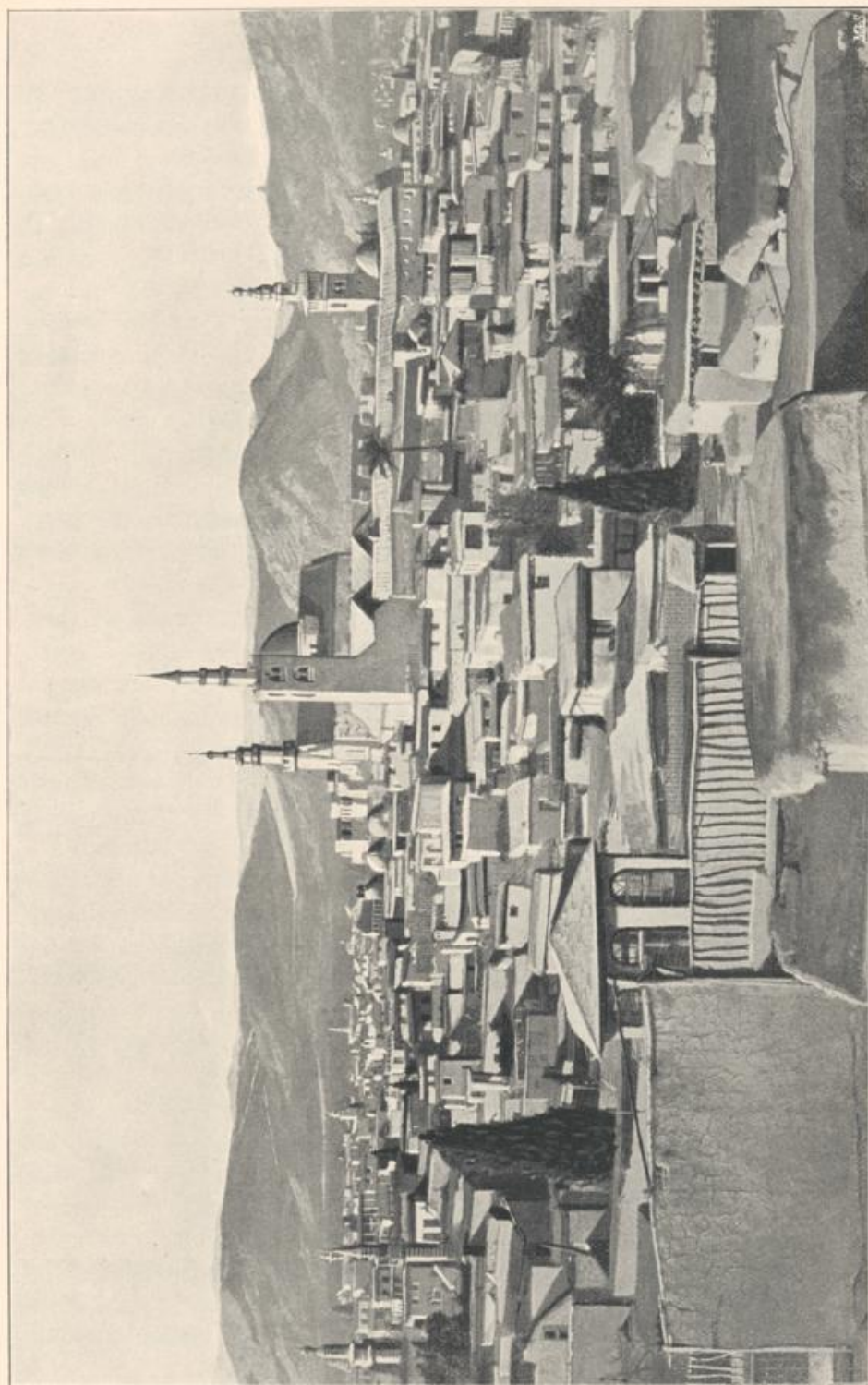
Damaskus.

Schnell senkt sich die Bahn; das Thal erweitert sich zwischen roten Sandbergen und ist mit üppigen, vom Wasser berieselten Baumgärten ausgefüllt; noch einmal wird es zwischen Felswände eingeklemmt, dann treten die Berge zurück. Überall sieht man Vorrichtungen zur künstlichen Bewässerung. In zahllose Arme und Gräben, von denen einzelne bis an die Thalhänge hinaufgeleitet sind, ist der Baradä geteilt. Mit großen Lehmquadern eingefriedigte Obstgärten, Pappeln, Maulbeer- und Olivenbäume, bunte Häuser wechseln mit ärmlichen Hütten und Villen in wohlgepflegten Gärten. Eine ärmlichere Bevölkerung sieht man auf der an der Bahn entlang führenden, handhoch mit feinem Kalkstaube bedeckten Landstraße. Auch auf die Uniformen der Wachtposten an der Bahnlinie hat sich der weiße Staub gelegt. Die Abendsonne gießt ihre Glut auf die Spitzen der Anti-libanon-Kette. Vorn wölbt sich bis in weite Fernen der wolkenlose Himmel. Davor breitet sich ein Wald von grünen Bäumen, die vielgepriesene „Räta“ der Araber, aus, über welche einige Dächer und Minarets emporragen, — es ist Damaskus, wo der kaiserliche Zug um 5 Uhr nachmittags eintrifft.

Das ist die alte, berühmte, viel umkämpfte, viel besungene, sagen- und thatenreiche Stadt, in der Elieser, der treue Vorsteher des Hauses Abrahams, seine Heimat hatte, die David nach einem Siege über die Syrer sich unterthänig machte, in welcher der kranke König Benhadad den Propheten Elisa um Rat fragte, und zu welcher einst von Jerusalem her Saulus zog, um die Christen aufzusuchen, zu verfolgen und zu morden. Jenseits der Stadt zieht sich am Fuße einer Hügelkette die Straße nach Jerusalem hin, wo ihm der Gekreuzigte, den er verfolgte, entgegentrat und ihn innerlich so umwandelte, daß er selbst der gewaltigste Zeuge des Glaubens an ihn wurde. Noch heute wird das Gewirr der vielfach gekrümmten, engen Gassen der Stadt von der „geraden Straße“ (Apostelgesch. 9, 11) durchschnitten, in welcher das Haus des Judas, die Herberge des Paulus, lag. Damals schon war Damaskus in den Händen der Araber, denn der Statthalter des arabischen Königs Artas (arab. Hārīta) wollte ihn verhaften lassen (2. Kor. 11, 32). Und nachdem der Islam die Araber mit Feuer und Schwert unterworfen hatte, wurde Damaskus der Mittelpunkt dieses

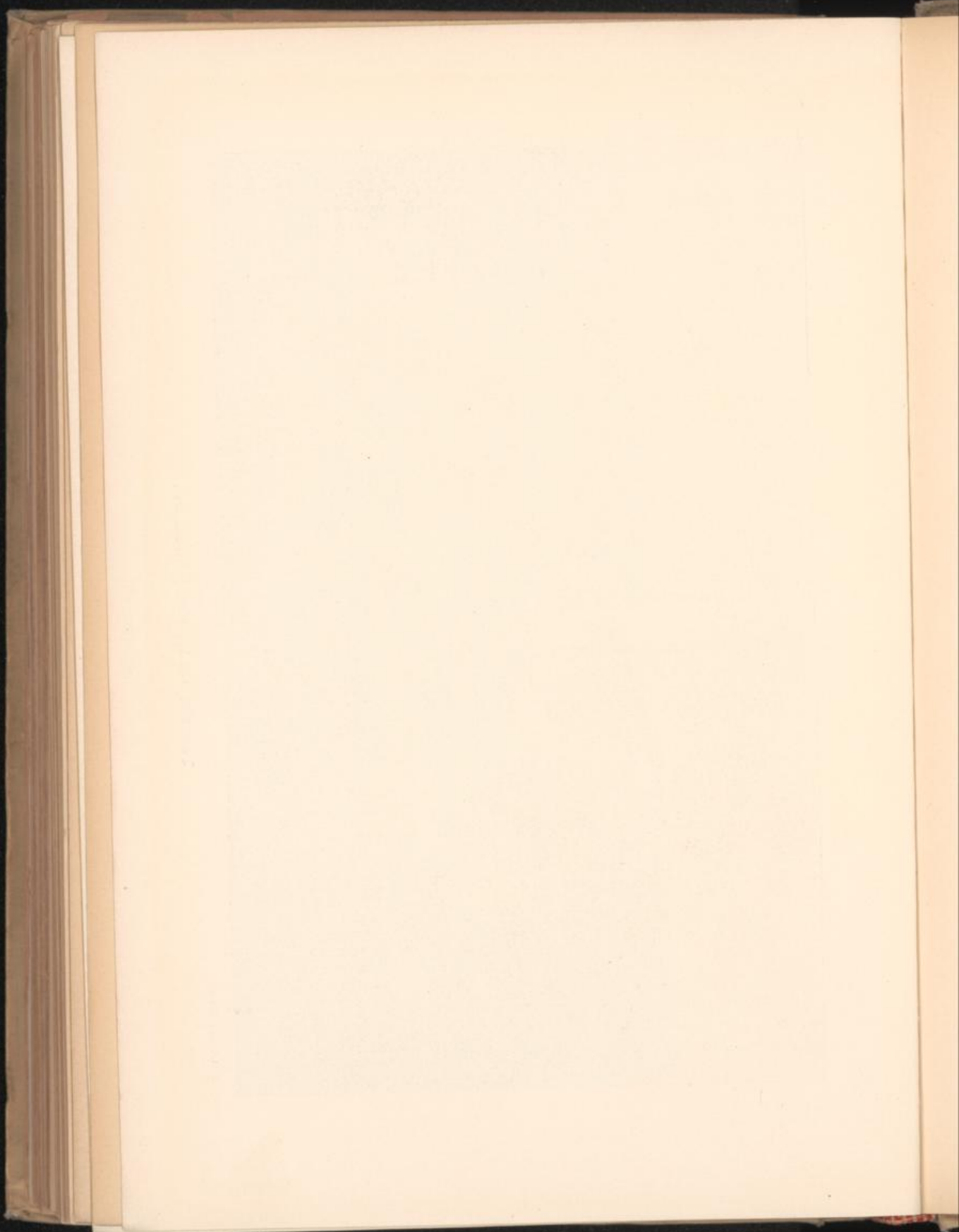
neuen Weltreiches und der Sitz der gewaltigen omaijadischen Kalifen des 7. und 8. Jahrhunderts. Von hier aus bedrohten sie das oströmische Kaisertum. Hier haben sie die byzantinische Kunst und die syrische Kultur zu ihrer Verherrlichung sich dienstbar gemacht. Sie erhoben die Stadt zu der „Perle des Orients“, dem „Grübchen im Angesichte der Welt“, wie sie der stolze Damaszener in seiner überschwänglichen, bilderreichen Sprache nannte.

Auf dem mit Laubgewinden und Fahnen geschmückten Bahnhofe standen die Militär- und Zivilbehörden und die seit Konstantinopel zu den Majestäten kommandierten türkischen Generale und Offiziere in glänzender Gala zum Empfange bereit. Unter dem goldstrahlenden Abendhimmel begann der Einzug in die Stadt. Wenn schon bei der ganzen Reise von Beirut an die ungewöhnlichen und unaufhörlichen Freudenbezeugungen und die eigenartigen, lauten Jubelausbrüche des Volkes etwas ganz Wunderbares waren, wie man Ähnliches noch niemals erlebt hatte, so ließ es sich doch noch nicht vergleichen mit dem, was das Kaiserpaar in Damaskus erwartete. Von der Stadt sah man im Halbdunkel zunächst nur eine in der Nähe des Bahnhofes liegende große Kaserne und wenige kleine Häuser. Am Bahnhofe standen Infanterie und Kavallerie, auf dem Platze vor der Kaserne die Artillerie mit bespannten Geschützen. Der Kaiser stieg mit seinem ganzen preussischen und türkischen Gefolge zu Pferde. Kavallerie und berittene Gendarmerieabteilungen eröffneten den Zug; es folgten der Wagen des Gouverneurs, die Hofdamen, dann die Kaiserin mit der Oberhofmeisterin im vierspännigen Galawagen des Sultans, dahinter der Kaiser mit glänzendem Gefolge, hierauf eine Schwadron Kavallerie und zum Schluß die lange Wagenreihe des kaiserlichen Gefolges, zu beiden Seiten von Reitern begleitet. Zwischen Ehrenpforten, Fahnenmasten, Blumengewinden und unübersehbaren Menschenmassen in orientalischen Trachten ging der feierliche, lange Zug langsam zur Stadt, eine Zeit lang an dem von niedrigen Mauern eingedämmten, etwa 60 Schritt breiten und jetzt nur 2 bis 3 Fuß tiefen Baradä entlang. Auch sein jenseitiges Ufer war mit Schaulustigen überfüllt. Hunderte von ihnen sprangen, als sie den Jubel vom gegenüberliegenden Ufer her bei dem Vorbeiziehen der Majestäten hörten, um das Kaiserpaar zu sehen, in den Fluß und durchwateten ihn in ihren langen Gewändern. Die Bewohner der Stadt, welche, wie der Gouverneur schätzte, zum heutigen Tage, infolge des Zustromes aus der Umgegend, fast eine halbe Million zählten, waren wie alarmiert.



Phot. Zeffis, Beirut.

Damaskus mit der Omajjaden-Moschee.



Die niedrigen Fachwerkhäuser waren von unten an bis auf die flachen Dächer derartig von Menschenmassen in den farbigsten Trachten besetzt und mit großen und kleinen Fahnen behängt, daß man von den Gebäuden selbst kaum etwas sah. In den engen Seitengassen und in den offenen Kaufläden Haus bei Haus standen die Leute eng zusammengepreßt. Die Berge glühten im letzten Abendrot; Dämmerlicht ruhte auf den Straßen; an den Fenstern, auf den Dächern, auf größeren Plätzen brannten Lampions und Laternen zu vielen Tausenden. Die Artillerie begann zu feuern, die Truppen riefen ihren Gruß. Ein fortwährendes Jubelgeschrei, Gesang, spielende Musikkorps, das Wiehern der erregten Pferde, das durchdringende Jodeln der Frauen, die schrillen Trompetensignale der Infanterie — ein ununterbrochenes Getöse, das wie ein gewaltiger Strom immer stärker und reißender anschwellte und schließlich einen geradezu sinnebetäubenden Lärm verursachte. Man konnte erst wieder Atem schöpfen, als man die Hauptstraße, die übrigens kaum 12 bis 15 Schritt breit ist, verließ und durch ein enges, stark bewachtes Thor in das große Militär-Serail gelangte. Der geräumige Platz davor, die lange Vorderseite des einfachen, für die Majestäten teilweise umgebauten und neu eingerichteten Palais des kommandierenden Generals mit einer Anzahl kaiserlicher, bisher noch niemals benutzter Säle, die Umfassungsmauern, die dazugehörige kleine Moschee und das Minaret waren mit Laternen glänzend erleuchtet.

Während der Hofafel mit den vornehmsten ottomanischen Offizieren und Beamten war vor dem Palais und in der ganzen Stadt Illumination, Feuerwerk und Musik. Bei der vom Generalgouverneur geübten militärischen Zucht, Ordnung und Pünktlichkeit herrschte jedoch bald nach 9 Uhr überall tiefe Ruhe und Stille. Der Abend war nach dem heißen Tage empfindlich kühl geworden, und die frische Luft aus den Bergen brachte eine erquickende Nacht. —

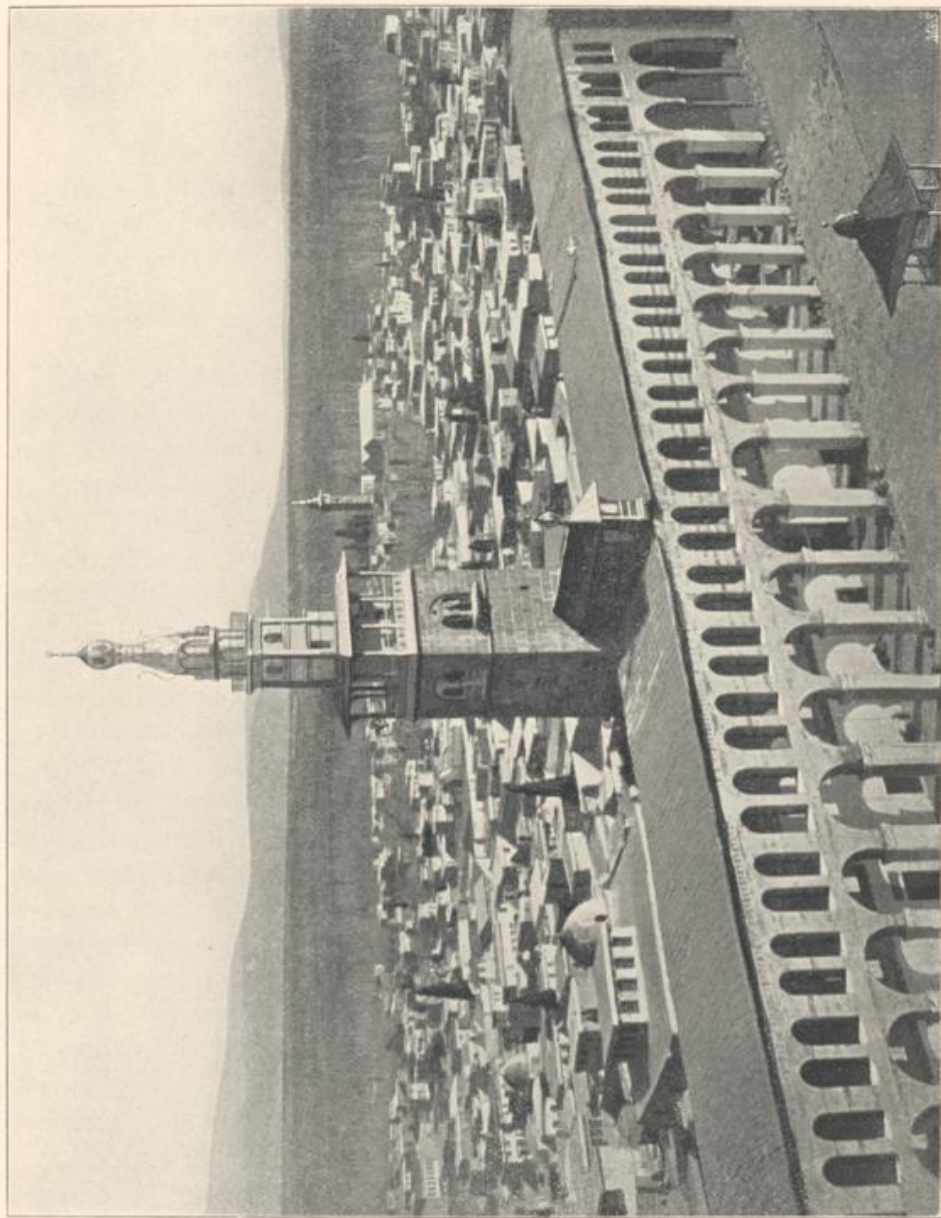
Es giebt Jahre, wo in Damaskus und in den Bergen des Libanon und Antilibanon der in der Regel kalte, viel Schnee bringende Winter schon im November einbricht. Prinz Friedrich Karl, welcher im Dezember 1882 seine Orient-Reise antrat, zuerst Ägypten, dann Jerusalem und Anfang März 1883 Damaskus besuchte und zahlreiche, weitausegedehnte Ausflüge nach allen Richtungen unternahm, erlebte es, daß die Poststraße über das Gebirge von 2 bis 3 m hohen Schneemassen freigelegt werden mußte. In Damaskus besuchte er den damals

76jährigen ruhmreichen und tapferen, hier in freiwilliger Verbannung der Wissenschaft und seiner großen Familie lebenden Kabylen-Fürsten und Emir Abd-el-Kader, dessen trefflicher Charakter auf den Prinzen einen tiefen Eindruck machte. Die beiden berühmten Heerführer schlossen innige Freundschaft. Als der Prinz tief gerührt von ihm Abschied nahm, ihm ein langes glückliches Alter wünschte und die Hoffnung aussprach, ihn vielleicht einmal in Deutschland wiederzusehen, sagte der Emir: „Mein nächstes Reiseziel wird ein anderes sein, denn ich fühle, daß meine Tage gezählt sind und mein Ende mir vielleicht nahe bevorsteht. Möge der Segen Gottes allezeit auf Euerer Königlichen Hoheit ruhen.“ Er starb einige Wochen danach. Von Damaskus aus besuchte der Prinz die damals in Schnee und Eis liegenden gewaltigen römischen Ruinen in Palmyra und dann die ihnen an Großartigkeit fast gleichkommenden in Baalbek. —

Der Frühling tritt, da Damaskus fast 700 m über dem Meerespiegel liegt, ziemlich spät ein, während die Hitze zeitweise bis in den Dezember hinein anhält. So traf der Kronprinz, als er am 11. November 1869 abends in die Stadt einzog, noch heißes Sommerwetter an. Er erzählt davon:

(Aus dem Tagebuche des Kronprinzen vom November 1869.)

„Ganz Damaskus schien trotz der späten Abendstunde auf den Beinen zu sein; alle Großwürdenträger, der Pascha an der Spitze, empfingen mich am Thore; ich mußte zu Pferde steigen, und nun ging es über eine halbe Stunde durch die Straßen und durch den Basar. Voran Fackelträger — denn Gas giebt es nicht, sondern nur hie und da eine ehrbare Öllampe — doch spendete ab und zu ein Ehrenbogen, mit Lampions besetzt, etwas mehr Licht. Die schönen arabischen Trachten neben den meist ganz weiß gekleideten und durch lange Leinwandchleier verhüllten Frauen gestalten machten bei solcher Beleuchtung und namentlich in den überwölbten Hallen des Basars einen märchenhaften Eindruck. Griechische Frauen, unverschleiert und mit Zuvellen geschmückt, guckten neugierig von Altanen hernieder und zeigten schöne weiße Zähne, wie denn überhaupt in allen Schichten der orientalischen Bevölkerung mir die sauber und gut aussehenden Gebisse auffallen. Unser Absteigequartier befand sich bei einem reichen Maroniten, der aus der Christenverfolgung glückliche Finanzoperationen herzuleiten verstanden haben soll, und dessen Gesichtsausdruck darauf schließen ließ, daß ihm wohl Derartiges zuzutrauen sei. Prachtvoll war sein



Phot. Monks, Beirut.

Hof der Omajjaden-Moschee.



Haus eingerichtet, reich an Marmormosaik, Seide- und Goldwebereien. Den großen mit sprudelnden Fontänen verzierten Hof umgaben die Empfangssäle und pavillonartig zerstreuten Wohnzimmer. Bei solchem Glanze vermißt der Europäer den Schreibtisch und die sonstigen, einfachen, uns alltäglichen Bequemlichkeiten, während Betten und Divans allerdings äußerst behaglich eingerichtet sind. Nach Ruhe sich zu sehnen, war heute wohl erlaubt; namentlich gönnte ich selbige dem General v. Stosch, der schon gestern gar nicht wohl gewesen war, aber mit seiner eisernen Energie alle Mühseligkeiten und Beschwerden überwand. Ich schlief diese Nacht so fest, daß Bewohner meines eleganten Bettes mir erst am nächsten Morgen dadurch bekannt wurden, daß ich ihre Todes- oder wenigstens Blutspuren auf der Leinwand entdeckte.“ —

Das Kaiserpaar blieb zwei Tage in Damaskus, wieder begünstigt von dem herrlichsten Wetter. In dieser Stadt entfaltet sich das orientalische Leben im vollsten Maße. Bei dem ungeheuren Verkehr ist es schwer, die Zahl der Bevölkerung zu schätzen; seit einigen Jahren hat sie sich bedeutend vergrößert. Der Gouverneur gab sie auf 300 000 bis 400 000 an. Das mag hoch gegriffen sein; aber es ist erstaunlich, welche Massen von Menschen selbst in den kleinsten Häusern zusammenwohnen. Die große Mehrzahl sind Muhammedaner, vielleicht 15 000 Christen und 10 000 Juden, die wohl meist aus alter Zeit stammen und nicht eingewandert sind. Evangelische Christen zählt man kaum 100, darunter nur 5 Deutsche. Obgleich Damaskus schon, als es König David eroberte, eine berühmte Stadt war und in allen Jahrhunderten eine gewisse Rolle gespielt hat, ist doch aus alter Zeit, außer der halbzerfallenen Citadelle, einigen Thoren und einzelnen Theilen der zerfallenden Stadtmauer nichts mehr erhalten. Die meisten Gebäude sind neu, klein, niedrig und mit flachen Dächern versehen; selbst die am besten gebauten überdauern wegen des in Menge verwendeten schlechten Pappelholzes kaum hundert Jahre. Nach den engen Gassen zu liegen nur wenige vergitterte Fenster, manchmal ein geschlossener, hölzerner Erker und eine schmale Thür, da die Wohnräume, besonders die des Harems, fast überall den Hof umschließen oder in den Garten blicken. Die Höfe sind meist mit Steinmosaik belegt.

Das Leben der Stadt sammelt sich in den vielfach überwölbten Straßen und Gassen der Bajare, welche eine ganz ungewöhnliche Ausdehnung haben. Wie seiner Zeit der Kronprinz, so begaben sich die Majestäten am ersten Morgen, der Kaiser zu Pferde, die Kaiserin im

Wagen, durch den Basar zu der berühmten Moschee der Dmaijaden. Die gesamte Bevölkerung bot dasselbe bunte und lärmende Bild wie beim Einzuge. Straßen, Häuser und Basare waren von einer so überraschenden Sauberkeit, daß die Herren, welche vor einigen Wochen hierher vorausgereist waren, sie kaum wieder erkannten. Es fehlten die sonst die Gassen stopfenden Karawanen von Kamelen und Maultieren, die umherziehenden schreienden Verkäufer, die sich hastig durcheinanderdrängenden Menschen aus allerlei Volk, vor allem die große Zahl Armer und Zerlumpter; beseitigt waren die widerlichen zahllosen Hunde, der Schmutz und die Unordnung und damit allerdings mehrere eigenartige Merkmale des „reinen“ Orients. Die Einwohner standen, wie Truppen bei einer Parade, in ihren besten Anzügen, geordnet und ruhig. Nur der brausende Jubel verursachte ein unbeschreibliches Getöse. In den Basaren waren die Läden von Menschen aller Farben und Typen dicht gefüllt. Neben den ärmlich gekleideten, hageren Beduinen standen in Seide und Goldstickerei prunkende, hochgebaute kräftige Drusen. In den engen Gassen, von denen jede Handwerkerzunft eine für Arbeit und Verkauf innehat, ist eine unübersehbare Fülle der verschiedenartigsten Waren aufgestapelt. Ganze Reihen von Läden und Werkstätten sind von den Kupferschmieden, Sattlern, Schuhmachern, Pfeifenmachern, Pasteten- und Zuckerbäckern u. s. f. besetzt. Im Griechen-Basar sitzen die Antiquitätenhändler, deren künstlich altgemachte Damaszenerwaren, namentlich Waffen und Klingen, vielfach aus neuen europäischen Fabriken, meist aus Solingen, stammen. In einer anderen Gasse erblickt man in allen Farben hier seidene Kopftücher, dünne Staubmäntel, schöne Stickereien und Teppiche inländischer Arbeit, dort bei den Tuch- und Ellenwarenhändlern gewöhnliche abgelegte oder neuere, billige deutsche Stoffe, daneben allerhand Hausgerät von geschmacklosem, altmodischem, deutschem Porzellan, Lampen und Glasachen. Hier wieder riecht eine ganze Gasse nach Gewürzen jeder Art, dort folgt eine lange Reihe von Gemüse- und Fruchtständen, die in der Regel reizend ausgeschmückt sind. Bald sieht man in ein mit orientalischer Pracht ausgestattetes Bad oder in einen Trödelmarkt mit den unglaublichsten Altertümern hinein. Im Tuchbasar wurde auf das Grab des berühmten Sultans Nureddin, des tapferen und gefürchteten Gegners der Kreuzfahrer, aufmerksam gemacht. Es gilt als ein Heiligtum und darf nur von Muhammedanern betreten werden.

Die seither beobachtete vornehme, muhammedanische Zurückhaltung findet man hier nicht in dem Maße wie in Konstantinopel oder in



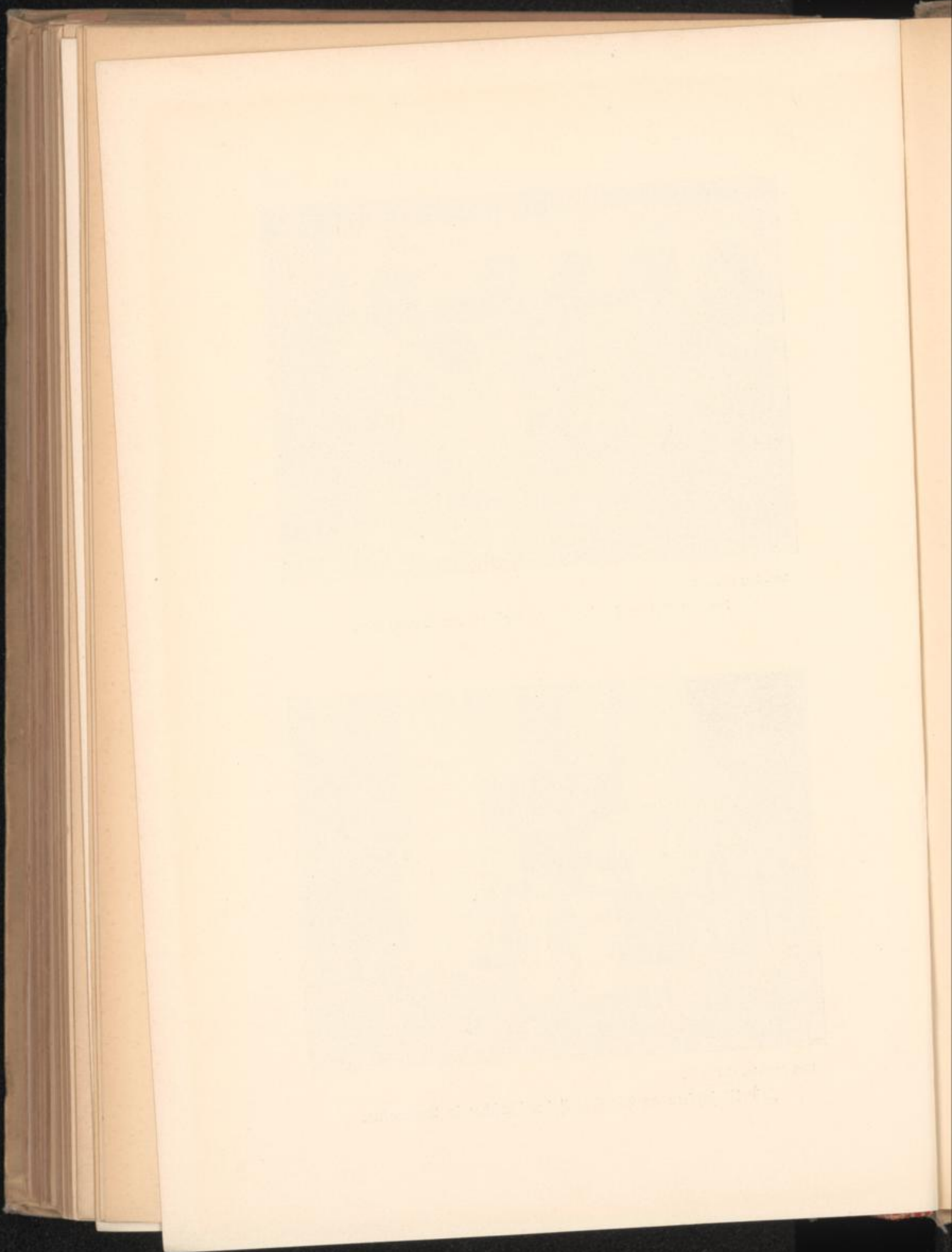
Phot. Jürgensen, Kiel.

Austritt Seiner Majestät des Kaisers aus Damascus.



Phot. Jürgensen, Kiel.

Die Majestäten an der Omayyaden-Moschee in Damascus.



Balästina. Oft genug teilten die begleitenden Polizisten unbarmherzige, aber meist mit Ergebung aufgenommene Hiebe aus.

Die Damaszener gelten als hochmütig und fanatisch. Sie fühlen die Überlegenheit der europäisch-christlichen Kultur, wollen sie aber in ihrer auf Unwissenheit beruhenden Selbstüberschätzung nicht anerkennen und verschließen sich daher jedem Fortschritt.

Endlich, am Ende des Buchhändlerbasars, ist der Eingang zur Omaiaden-Moschee erreicht. Ein hohes, vergittertes Thor führt auf einen mit Marmorplatten belegten, einige hundert Meter breiten und langen Platz, der auf drei Seiten von Säulengängen mit zwei übereinander liegenden Galerien umgeben ist. Die vierte Seite nimmt beinahe ganz in einer Länge von fast 200 m die Moschee ein. Sie wird von den arabischen Schriftstellern als ein Weltwunder gepriesen und ist in der That ein bewundernswertes Bauwerk mit schönen Marmorsäulen und bunter Marmortäfelung an den Wänden, auch manchen kunstvollen Arbeiten. Ursprünglich eine fünfschiffige Basilika, welche der oströmische Kaiser Arkadius (395 bis 408) zu Ehren Johannes des Täufers an der Stelle eines heidnischen Tempels erbaute, ist das Gebäude ums Jahr 700 unter dem omaiadijischen Kalifen Welid von byzantinischen Baumeistern und Künstlern zu einer Moschee umgebaut worden. Im Jahre 1893 ward ein großer Teil des Gebäudes durch eine Feuersbrunst zerstört. Die Wiederherstellung wird von eingeborenen Architekten und Arbeitern in geschickter, kunstverständiger Weise geleitet. Zwei hohe Minarets ragen an der Außenseite des Gebäudes empor; das eine wird von den Moslemin der Christusturm genannt, weil nach ihrem Glauben sich Christus bei seiner Wiederkunft auf ihn herablassen wird.

In einer Krypta wurde im Mittelalter das Haupt Johannes des Täufers gezeigt und genoß als heilige Reliquie hohe Verehrung.

Noch ist eine alte griechische Inschrift, offenbar aus christlicher Zeit, über einem Thore der Moschee erhalten: „Dein Reich, o Christus, ist ein Reich aller Zeiten, und Deine Herrschaft besteht von Geschlecht zu Geschlecht.“

Von hier gingen die Majestäten durch eine enge Gasse zu Fuß nach dem Grabe des Sultans Saladin. Es ist ein kleines, viereckiges Mausoleum mit einer Kuppel, unter welcher zwei reich in Holz geschnittene und bemalte Sarkophage stehen, der des Sultans und der eines seiner Großveziere. Der eine Sarkophag wurde in neuerer Zeit durch einen zweiten, unschönen, in Marmor gearbeiteten, umschlossen.

Der lange Zug, welchem der Gouverneur mit einigen Saptiès voranschritt, bewegte sich nun durch enge, meist nur vier bis fünf Schritt breite Gassen, in denen sich die einander gegenüberliegenden Erker fast berührten, bis zu der kleinen, niedrigen Thür eines Hauses, in dessen Mauern sich nach der Straße zu nur einige Gucklöcher befanden.

Die Majestäten betraten einen engen, von dicken Mauern umschlossenen Gang, der wie in einer alten Feste in mehreren Winkeln weiterführt, damit man nicht von der Straße aus in den Hof sehen kann. Auf ein Mal glaubt man sich in ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ versetzt. Geführt von dem jungen, höflichen Hausherrn, einem Angehörigen der alten Damaszener Patrizierfamilie Asad, stehen die Majestäten in einem kleinen, mit Marmorfliesen gepflasterten und mit dunkelgrünen Orangenbäumen und duftenden Blumen bepflanzten Hofe, in dessen Mitte ein Springbrunnen sein Wasser in ein Marmorbecken plätschern läßt. Der Hof erinnert an einen mittelalterlichen Klosterhof mit Kreuzgängen. Er ist rings von Gebäuden umschlossen, vor deren Erdgeschossen sich an drei Seiten Säulenhallen hinziehen. Von diesen aus betritt man die Wohnräume. Auf der vierten Seite gelangt man über eine kleine Freitreppe in eine Reihe von nicht großen, aber hohen Sälen, die mit orientalischer Pracht ausgestattet sind. An den Wänden wechseln Marmorbekleidungen mit vergoldeten Flächen und schönen, mosaikartig mit Perlmutter ausgelegten Holzschnitzereien in geschmackvollen Farben ab. Die Holzdecke ist reich bemalt. Die Möbel sind aus Holz geschnitten und ebenfalls mit Perlmutter ausgelegt. An einer Seite eines solchen Zimmers, dem sogen. „Liwān“, ist der Fußboden erhöht. In dem erhöhten Raume laufen an drei Seiten mit Seide bezogene Divans, vor denen kleine, kunstvoll gearbeitete Tischchen stehen, herum. Die weiten, durch Vorhänge bedeckten Thüren und Fenster öffnen sich nach dem kühlen, lustigen Hofe hin; unter der Decke dringen durch kleine farbige Buzenscheiben die Sonnenstrahlen in Regenbogenfarben in das Innere. Die übrigen Seiten des Hofes enthalten die Wirtschaftsräume. Darüber befinden sich in einem niedrigen zweiten Stockwerke mit vergitterten Fenstern die Schlafräume und der Harem. Das Haus enthielt noch zwei solcher entzückenden Höfe; den Glanzpunkt bildete der Marmorhof, an welchen sich der Saal mit den Kunstschätzen anschließt. Der Stolz des Arabers besteht in einer schönen Porzellansammlung, durch die er seinen Reichtum bekundet. Hier standen in kunstvollen Schränken die wert-



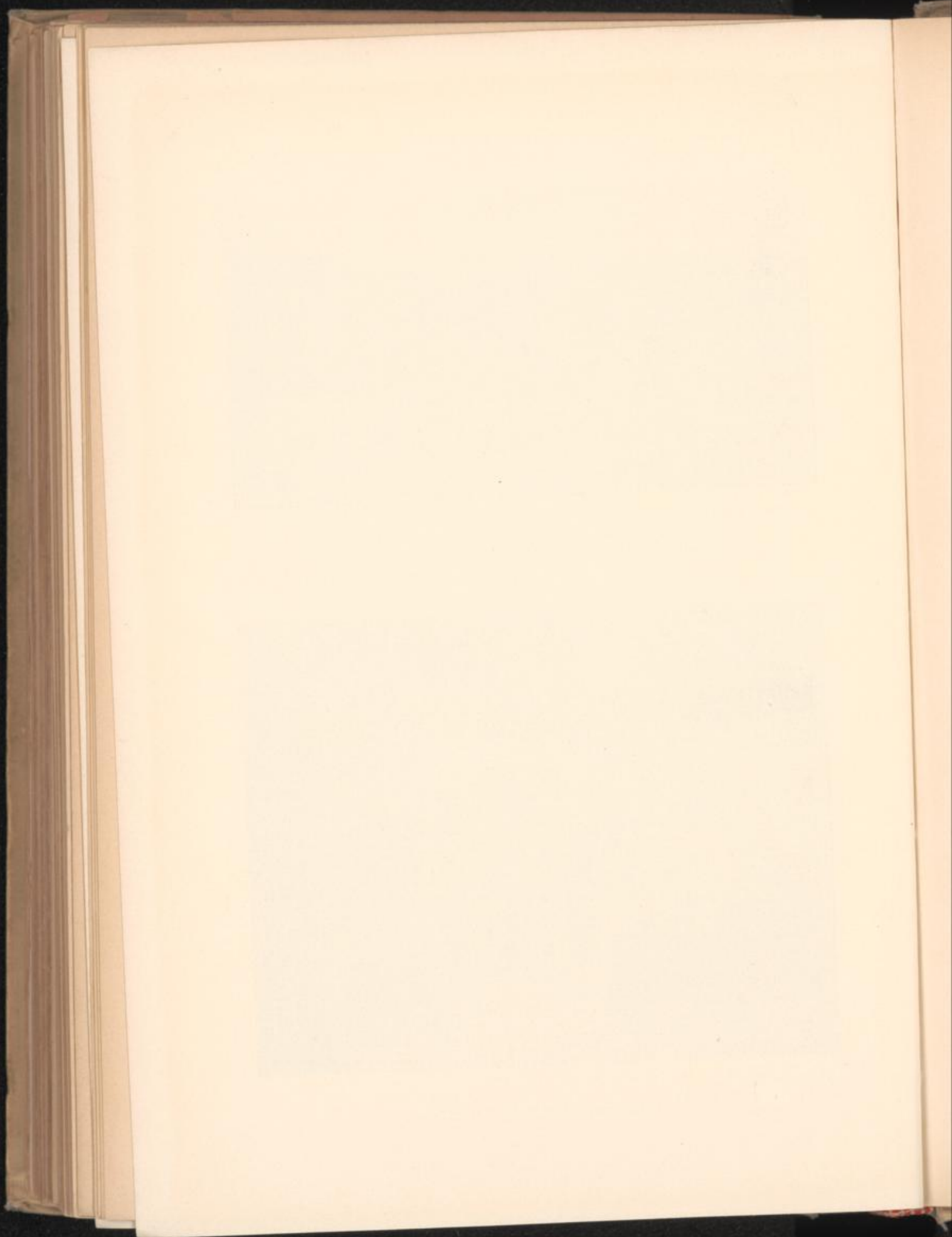
Phot. Bonfilé, Beirut.

Damaskus.



Phot. Bonfilé, Beirut.

Inneres eines Hauses in Damaskus.



vollsten altchinesischen Porzellanservice, welche einst von Karawanen hierher gebracht worden sind. Zur orientalischen Gastfreundschaft gehört noch heute, wie in alter Zeit, daß man seinen Gast reich beschenkt entläßt; und so schenkte der Hausherr den Majestäten einen ganzen Schrank des schönsten Porzellans. Es bedurfte langer Auseinandersetzungen, um ihn von dieser übergroßen Freundlichkeit wieder abzubringen. Drei schöne Stücke mußten schließlich, um nicht zu betrüben, angenommen werden. Der Hausherr ließ den Majestäten noch Fechterspiele und Tänze von Arabern vorführen. Erstere hatten sie bereits im Libanon kennen gelernt. Die Tänze, von etwa zwanzig Männern und jungen Frauen aufgeführt, bestehen in ruhigen, vornehmen, anmutigen Gängen und Bewegungen; Pauke und Schalmel geben den Takt an. Die Tanzenden reichen sich oft die Hände, und während sie in langsamem Takte hin und her treten, bewegen sich vor ihnen feierlich vier junge Frauen in dunklen, schönen Gewändern mit Schwertern in der Hand, mit welchen sie die verschiedensten Bewegungen ruhig und würdig ausführen.

Hierauf wurde noch ein zweites, ähnlich gebautes Haus besucht, das aber geschmacklos und modern-europäisch eingerichtet war. Der Kaiser wurde zu dem Wunsche, dieses Haus zu sehen, durch den Umstand bewogen, daß hier vor neunundzwanzig Jahren sein Vater als Kronprinz gewohnt hatte. Die alten Besitzer waren fortgezogen, die jetzigen hatten ihre ganze Verwandtschaft von Nah und Fern eingeladen; ein junger Herr hielt in französischer Sprache eine lange, schwülstige Lobrede. Die Majestäten wurden kaum wieder losgelassen, und der Kaiser wurde zum Schluß um ein Geldgeschenk von 25 000 Francs gebeten. War dies bewilligt, wie man hoffte, so sollte in einer Audienz bei der Kaiserin noch eine gleiche Zuwendung nachgesucht werden. Der Hausbesitzer war kein Muhammedaner.

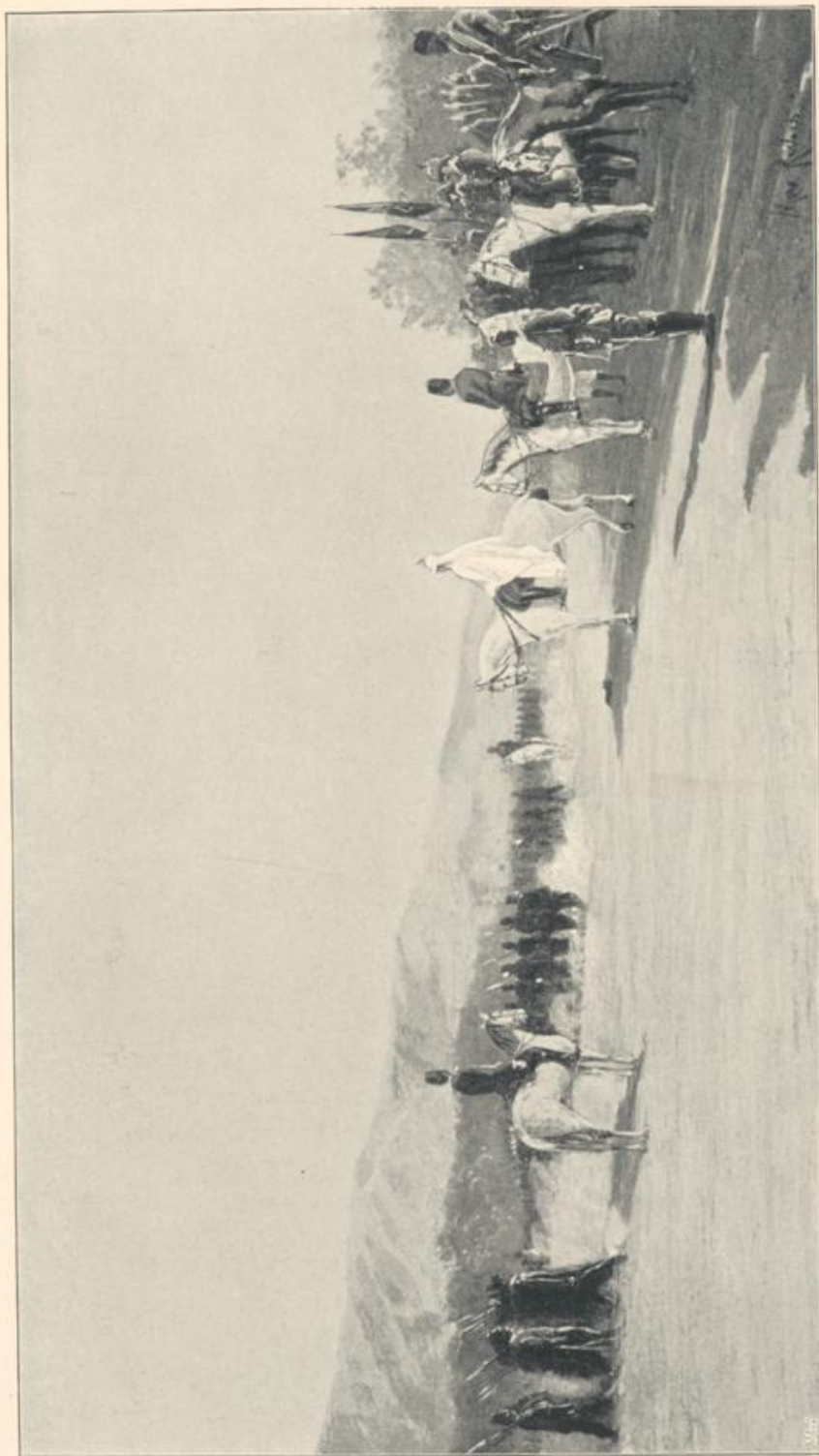
Die Majestäten machten dann noch einen Besuch bei dem deutschen Konsul Lüttke und seiner Gemahlin, welche 1883 auch den Prinzen Friedrich Karl bei sich gesehen hatten. Sie bewohnen ein schönes, altes Damaszener Haus, welches sie mit großem Geschmacke stilvoll und zugleich bequem eingerichtet haben.

Am Nachmittage hielt die Garnison eine Parade vor dem Kaiser ab, bei welcher namentlich die Artillerie durch ihre Haltung vorteilhaft auffiel. Den Schluß bildete eine große Abteilung Beduinen zu Pferde und auf Kamelen. Als sie ihre Reiterkunststücke im Galopp und in

der Karriäre aufführten, wirbelten sie einen Staub auf, in welchem der halbe Exerzierplatz verschwand. Nach der Rückkehr von der Parade ritt der Kaiser zur Wohnung des Gouverneurs und stattete diesem mit seinem ganzen Gefolge einen feierlichen Besuch ab. Danach empfing er im Serail die Spitzen der Behörden und eine Abordnung von angesehenen Vertretern der Stadt.

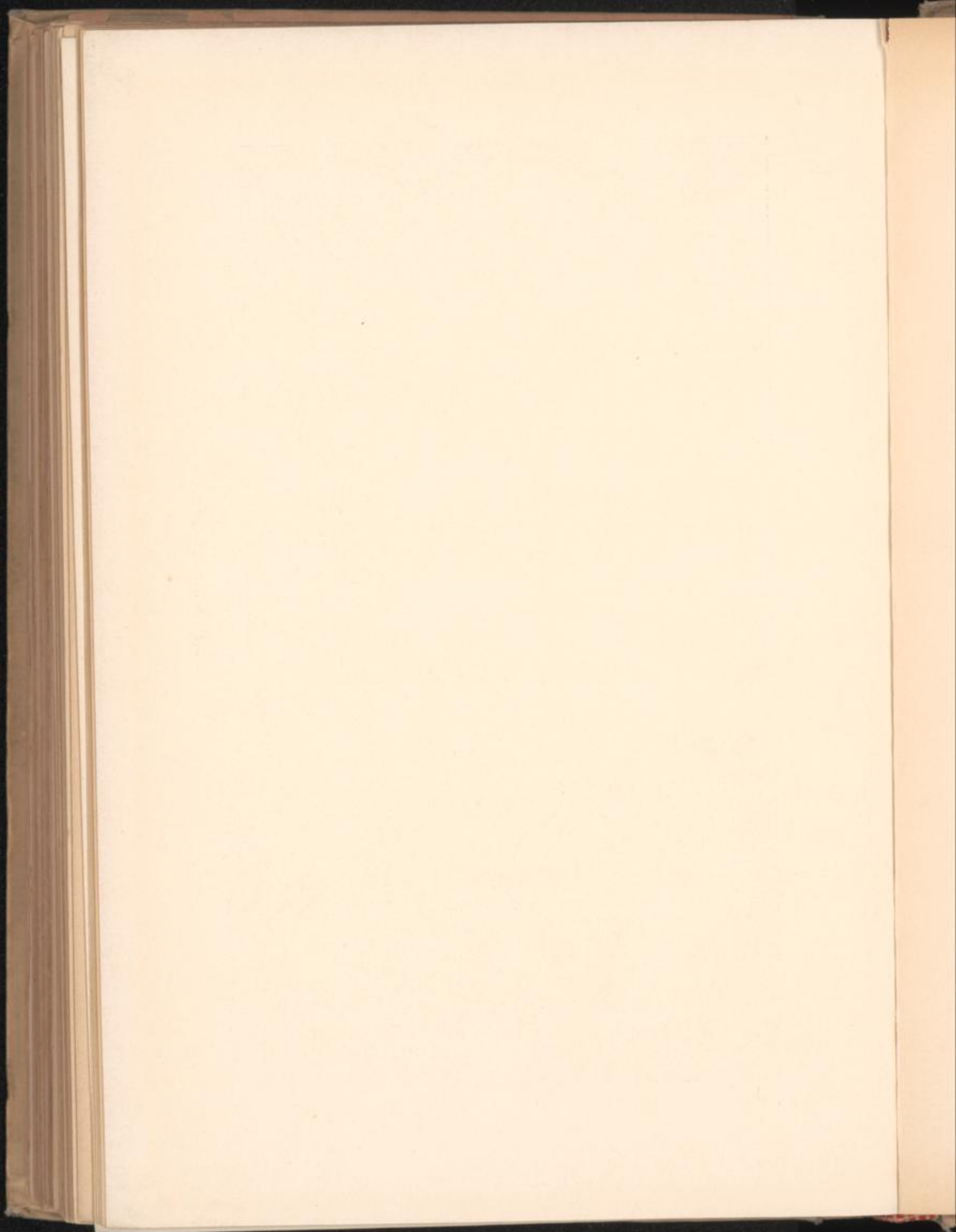
Unterdessen waren die Beduinen mit etwa 60 Kamelen und 150 Reitern unter ihrem mächtigen, mit Ordenssternen geschmückten Scheich vom Exerzierplatze nach dem Militär-Serail gezogen, um die Kaiserin zu begrüßen. Sie ritten in ruhigem Schritt eine zierliche Polonaise. Die Kaiserin bedankte sich persönlich bei dem ehrwürdigen alten Scheich. Bornehm und leicht schwang er sich von seinem stolzen Schimmel und sagte der Kaiserin durch den Dolmetscher, daß ihr dies, sein schönstes Pferd, gehöre. Es wurde versucht, diese Schenkung rückgängig zu machen. Ohne ein Wort zu sagen, drehte sich der Alte um, verließ den Hof und ließ das Pferd stehen. Wenig erbaut über diese Gabe, mußte sich der Oberstallmeister des Kaisers des Tieres annehmen. Aber ehe er es noch wegführen ließ, da stellte sich, von dem Scheich entsendet, ein Bote bei ihm ein und brachte ihm als Geschenk für den Kaiser zwei vollständig ausgerüstete Reit-Kamele. Am nächsten Tage empfing Ihre Majestät den Scheich, den man nur mit Mühe hatte wieder auffinden können. Es wurde ihm, dem arabischen Brauche entsprechend, mitgeteilt, daß Ihre Majestät das Pferd einen Tag besessen, gestreichelt und geliebkost habe und ihm nun wieder zum Geschenk mache. Gleichzeitig wurde ihm ein schöner Brillantring gereicht, aber er blieb doch traurig darüber, daß die Kaiserin sein Pferd nicht behielt.

Nach der Besichtigung der Beduinen unternahm Ihre Majestät eine Ausfahrt in das grüne, gestern durchfahrene Thal des Baradä. Die staubige Straße war über eine Meile weit so gut geprengt, daß man trotz des Kavalleriegeleits wenig vom Staube merkte. Die Kaiserin freute sich über die reichen Obstgärten, die hier meist, wie im ganzen Lande, in kleinen Teilstücken an muhammedanische Bauern verpachtet sind. Pächter und Besitzer teilen sich den jährlichen Ertrag. Das Leben der Bauern, die in kleinen, einfachen Häuschen wohnen, ist äußerst bescheiden. Man rechnet, daß sie — meist von Früchten, Gemüse und trockenem Brot, selten von Kaffee, Reis und Fleisch lebend — mit ihrer aus einer Frau und drei bis vier Kindern bestehenden Familie etwa 1 Franken für die tägliche Nahrung verbrauchen. Griechische Kaufleute, welche größere Landflächen besitzen, wollen mehr



Nach dem Gemälde von Max Rahes.

Die Parade bei Damaskus.



verdienen und fangen an, auf die anspruchslosen Pächter zu drücken, womit sie große Erbitterung erregen. Der Reichtum an allen Arten von Früchten, wie Aprikosen, Orangen, Zitronen, Mandarinen, Pfirsichen 2c. und an Gemüsen ist hier so groß, daß z. B. allein an Aprikosen in frischem oder getrocknetem Zustande und in Geleeform für einige Millionen Franken jährlich nach Kairo ausgeführt wird. Die köstlichen, saftigen Weintrauben werden meist an Ort und Stelle verbraucht. Sehr gering ist bisher, im Gegensatz zum Libanon, die Ausbeute durch Herstellung trinkbarer Weine.

Am Abende war großes Festmahl mit allen türkischen Würdenträgern in dem Municipalitätsgebäude. Die ganze Stadt war illuminiert. Auf dem Platze vor dem Gebäude waren auf Befehl des Sultans große Bogen errichtet mit den erleuchteten Riesen-Namenszügen der Majestäten. Die Bevölkerung war voller Erregung und Begeisterung; Infanterie und Kavallerie bildeten in den engen Straßen Spalier; Fackelträger standen zu beiden Seiten; die vieltausendköpfige Menge erhob ihre unablässigen Zurufe; die Pferde wurden durch Feuer und Lärm unruhig und wieherten, so daß sie bei vielen Wagen geführt werden mußten; die goldbestickten Würdenträger, die Generale und Offiziere empfingen die Majestäten. In den mit kostbaren orientalischen Stoffen geschmückten Gemächern wurde an mehreren mit wertvollem Tafelgerät besetzten Tischen gespeist. In schönklingender Sprache und nach arabischer Weise in langer, bilderreicher, überschwänglicher Rede hielt während der Tafel ein Mlema der Stadt, ein vornehmer junger Araber, Scheich Ali Effendi Guzberi, eine Lob- und Dankesrede auf die Majestäten und den Sultan. Es ist hier eine Art Sport der vornehmen, jungen Leute, namentlich der zahlreichen, welche sich für den geistlichen Stand ausbilden, sich im Reden gründlich zu üben. Er begann seine Rede ungefähr folgendermaßen:

„Kein Wunder ist's, daß meine Zunge stockt, daß meine Augen geblendet sind, denn ich befinde mich in Gegenwart der Majestät des deutschen Kaisers und seiner Allerdurchlauchtigsten Gemahlin. Seiner Majestät politische Weisheit hat das deutsche Volk auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht, und Sein Ruhm durchdringt die Welt vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang.

Wenn heute die Stadt Damaskus voll Stolz und Freude ist über die Ehre des Besuches der Majestäten während Ihrer Reise durch die ottomanischen Länder, so ist dies ein Zeichen der aufrichtigen Liebe und Freundschaft, welche zwischen des deutschen Kaisers und unseres Herrn, des großmächtigsten Sultans, Majestät besteht. Mit Jubel begrüßt wird der Kaiser Wilhelm II., der Freund und Gast

Abdul Hamid Chans II. Alle ottomanischen Unterthanen Seiner Majestät des Sultans, welche unserem Herrn mit unterthäniger Verehrung anhängen, sind erfüllt von Begeisterung und Dankbarkeit für diese Freundschaft, und nicht nur ihre Liebe sondern auch diejenige sämtlicher dreihundert Millionen Muhammedaner in allen Theilen der Erde, die zu unserem Herrn, dem Kalifen, als ihrem Oberhaupt emporblicken, hat sich Seine Majestät der deutsche Kaiser erworben" u. s. w.

Er schloß mit den Worten:

"Mit Reid sehen die anderen Städte und Länder auf die Stadt Damaskus, der diese Ehre zu Theil geworden. Beglückt aber erslehen deren Einwohner den reichsten Segen des Himmels auf Seine Majestät den ruhmvollen Kaiser, auf die erhabene Kaiserin, auf das große Deutsche Reich und auf alle Deutschen."

Der, wie bereits erwähnt, gleich vielen der anwesenden Türken geläufig deutsch sprechende türkische Oberst Sadyk-Bey übersetzte die Rede.

Der Kaiser antwortete in deutscher Sprache, sichtlich bewegt von dem Eindruck der alles Erwarten übersteigenden Beweise treuer und opferwilliger Gastfreundschaft:

"Angesichts der Huldigungen, welche der Kaiserin und ihm hier überall in dem ganzen Lande zu Theil geworden seien, sei es ihm eine Pflicht, herzlichsten Dank auszusprechen, vor allem für den herrlichen Empfang in der Stadt Damaskus. Er wisse sehr wohl, daß er dies vor allem den Befehlen und Anweisungen des Sultans zu verdanken habe, aber er fühle auch, daß sich bei jeder Gelegenheit hier die Herzen der Muhammedaner und der Deutschen warm und aufrichtig entgegenschlugen. Er sei tief ergriffen von dem sich in den hiesigen Landen ihm darbietenden Schauspielen, aber auch bewegt von dem Gedanken, auf dem Boden zu stehen, wo einst der ritterlichste Herrscher seiner Zeit, der große Sultan Saladin, der Ritter ohne Furcht und Tadel, gewohnt habe, der seinen Gegnern oft genug zeigen mußte, worin wahre Ritterlichkeit und echte Gottesfurcht besteht. Er danke seinem Freunde, dem Sultan Abdul Hamid II., auf dessen Befehle alles geschehen, was er und die Kaiserin Schönes hier durchlebten, und dessen Gastfreundschaft er so hoch bewundere; und er spreche es hier gern aus, daß dem Sultan und den dreihundert Millionen Muhammedanern, welche — wenn auch zerstreut auf der Erde lebend — in Ehrfurcht zu ihm als ihrem Kalifen emporblicken, der deutsche Kaiser zu allen Zeiten ein treuer Freund sein werde."

Die Türken waren von der herzlichen kaiserlichen Ansprache tief-ergriffen. Wohl noch niemals mögen von so hoher Stelle Worte von solcher Bedeutung und Wärme an ihr Ohr gedrungen sein; im Gegentheil, sie sind gewöhnt, von den Großen dieser Welt, namentlich den

fremden, viel Hartes zu hören. Manche Thräne perlte aus den dunklen Augen auf die gebräunten Wangen. Als der Kaiser am nächsten Tage durch einen Flügeladjutanten am Grabe Saladins Blumen niederlegen ließ, wozu sich eine Ehrenkompagnie vor der Grabkapelle aufgestellt hatte, sagten die Muhammedaner, daß ihre Liebe und ihr Dank gegen einen solchen Herrn niemals verlöschen könne.

Der nächste schöne, heiße Tag nach kalter Nacht wurde — außer zu mehrstündigen Vorträgen bei Seiner Majestät dem Kaiser und von Ihrer Majestät zu zahlreichen Einkäufen — am Vor- und Nachmittage zu einem Ausfluge nach dem nahegelegenen kahlen Berge Kasjân bei der Vorstadt Es Sâlehije benutzt, um bei dem herrlichen Wetter in Ruhe die eigenthümliche Schönheit der Lage von Damaskus genießen zu können. Auch der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl hatten hier einst gewelt. Vor dem Ausfluge am Nachmittage machte der Kaiser noch einen Spazierritt um die Stadt, während die Kaiserin noch einmal durch die menschengefüllten Basare und durch viele enge Gassen hindurchfuhr. Dann ging es zur Stadt hinaus, an den alten gewaltigen, in ihren Grundlagen aus der Römerzeit stammenden Mauern und Thürmen vorbei, auf denen oben kleine Häuschen erbaut sind, dann durch große Friedhöfe mit berühmten Gräbern und an dem schönen öffentlichen Garten Sûfanije entlang nach dem alten, gut erhaltenen Thomas-Thor und durch dieses wieder in die Stadt hinein in das Christen-Viertel. Überall waren die Gassen und selbst die ärmsten Häuser gesäubert und mit Fahnen und Laubgewinden geschmückt, überall äußerte die Volksmenge ihre Freude durch unaufhörliche Zurufe. Auf dem Dschebel Kasjân trafen die Majestäten wieder zusammen. Dort war ein großes Zelt aufgeschlagen, in welchem sie mehrere Stunden in der erfrischenden Abendluft verbrachten. Cirkassier, welche sich auf dem kahlen Hügel vor kurzer Zeit angesiedelt und ein Dorf aus würfelförmigen Lehmhütten gebaut haben, umstanden in einiger Entfernung still und ehrerbietig das kaiserliche Zelt. Ein kleines zehnjähriges Mädchen, welches durch seine Liebllichkeit auffiel, wurde zu den Majestäten geführt. Mit niedergeschlagenen Augen näherte sich die Kleine in ihrer ärmlichen Kleidung; vor den zum Kaiserzelt hinaufführenden Stufen legte sie ihre Schuhe ab. In demüthiger Bescheidenheit ging sie die Stufen hinauf, aber mit einer Würde und Sicherheit wie eine kleine Prinzessin trat sie vor die Majestäten. Die Kaiserin gab ihr Zuckerwerk, der Kaiser schenkte ihr zwei neue Fünfsmarkstücke mit

seinem Bilde. In derselben Haltung kehrte die Kleine zurück, und es erschallte ein langanhaltender Jubelruf der Frauen.

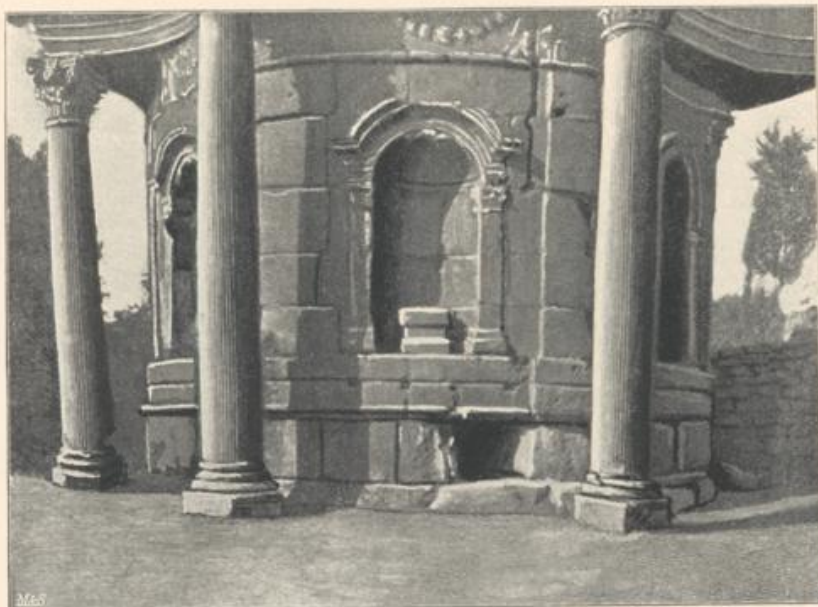
Am Fuße des Berges breitete sich im Grünen eine Vorstadt aus. An sie schloß sich wie ein immergrüner Park die weite, große, mit Bäumen bedeckte Ebene, die sich mehrere Stunden weit nach allen Richtungen ausdehnt. Wie in Silber getaucht, leuchtete im Scheine der sinkenden Sonne durch die klare Luft hindurch die Stadt mit ihren weißgrauen Dächern und Häusern, den über zweihundert zierlichen, schlanken Minarets und Türmen, in der Mitte von den ernsten, massigen, düsteren Mauern der alten Citadelle überragt. In dem üppigen Grün bezeichnen hie und da aufsteigende weiße Rauchwölkchen die Stelle, wo kleine Dörfer liegen. Dicht hinter der Aussichtshöhe ragen mächtige, zerrissene, gelbe Felswände empor. Links und rechts sich vorschiebend, glühen im Abendrot die fernen Bergzüge. Jenseits der Stadt und ihres grünen Laubwaldes liegt südostwärts eine bis in die weiteste Ferne hell schimmernde, goldgelbe Ebene, aus welcher sich hohe, leuchtende Pyramiden erheben. Das ist die große Wüste mit ihren spitzen Sandbergen. Plötzlich zog an einer Stelle des Horizonts ein Unwetter auf. Feurig schimmerten in der Abendsonne die dunkeln Gewitterwolken, aus denen der Regen in goldigen Streifen herabströmte; goldgelbe Sandwolken wirbelte der Wind hoch in die Lüfte. — Kein Wunder, daß den Arabern diese Oase, in der ihre Lieblingsfrüchte reifen, die von starren, himmelhohen Felsmauern auf der einen, von der Wüste auf der anderen Seite umgeben ist, als ein „Paradies“ erscheint, besonders, wenn sie aus der Wüste kommen, und daß ihre Dichter die Stadt mit hochpoetischen Namen wie: „Das Auge des Ostens“, „Das Halsband der Schönheit“, „Das Gefieder des Paradiesespfaus“ und dergleichen feiern. Die Wasser, welche wie der Barada aus den Bergen kommen, teilen sich bei Damaskus künstlich und natürlich in zahllose kleine und große Arme, durchfließen die Fluren und Wälder, Fruchtbarkeit und Reichtum spendend, und versiegen dann am Rande der Wüste, wo sie bei Regenzeit Seen, in der trockenen Jahreszeit große Sümpfe bilden. Die Regenzeit bringt viel Feuchtigkeit, die, verbunden mit der Hitze des Tages und der bei der hohen Lage, fast 700 m über dem Meere, oft plötzlich eintretenden Kälte der Nacht, oft Fieber erzeugt.

Der Kronprinz hatte seinen letzten Tag in Damaskus in ähnlicher Weise beschlossen, erlebte aber noch einen heiteren Zwischenfall. Nach-



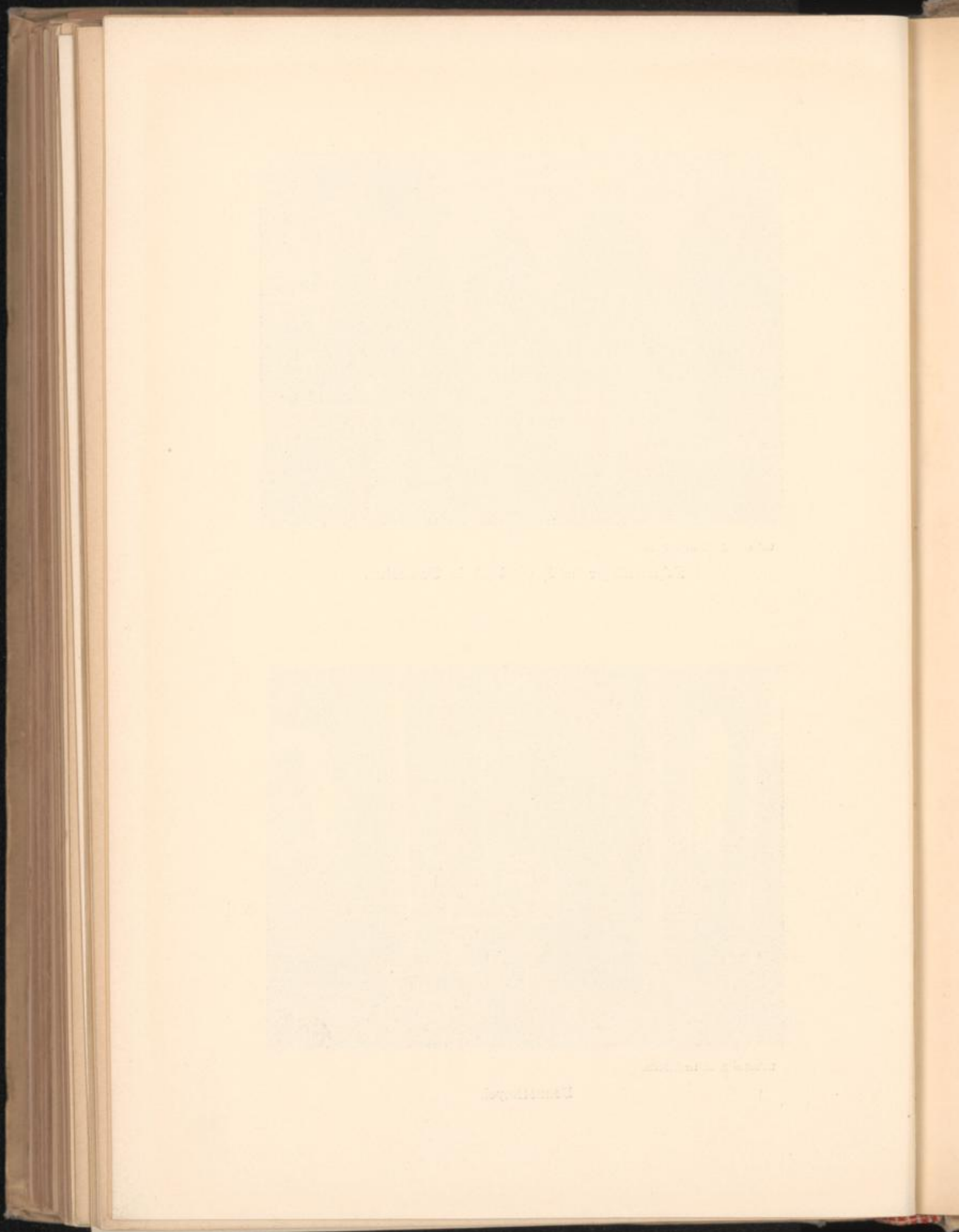
Aufnahme J. M. der Kaiserin.

Schwerttänzer im Hause Usad in Damaskus.



Aufnahme J. M. der Kaiserin.

Venustempel.



dem er die Omaiaden-Moschee und das Grab Saladins gesehen, erzählt er weiter:

(Aus dem Tagebuche des Kronprinzen vom November 1869.)

„Demnächst ward den reichsten Häusern der Stadt ein Besuch gemacht und zu Pferde die Stelle besucht, an der Paulus, nachts flüchtend, an Stricken herabgelassen ward; ferner diejenige, wo Raemans Hausruine sich befindet, und zum Schlusse des Tages beim Sonnenuntergang die wahrhaft herrliche Stadt von der Höhe aus betrachtet. Damaskus ist wirklich einer von Smaragden eingefassten Perle zu vergleichen, denn die weißen Häuser, Moscheen und Minarets, die meilenweit im Umkreise von grünen Orangen- und Citronen-Gainen umgeben sind, riefen unwillkürlich jenes Bild in mir hervor. Dieser zauberhafte Eindruck wird bei mir nie erlöschen. Gern ertrug ich endloses Pflaster, ekelerregende Hunde, die sich von dem stets unvergraben bloßliegenden Nas nähren, um eine solche Aussicht genießen zu können. Als ich abends nach Hause kam, ward ich plötzlich gebeten, doch zu gestatten, daß sofort in meiner Gegenwart die fünfzehnjährige Tochter des Hauses mit ihrem Verlobten getraut würde. So wurde ich denn plötzlich Brautführer bei einer orthodox-griechischen Trauung! Das Ceremoniell erinnert an den russischen Ritus, namentlich die Benutzung der Kronen und der Genuß des Wasserbeckers durch das Brautpaar; im übrigen aber besteht die Feier ausschließlich im Abplappern langer Gebete, ohne daß dabei ein Ringwechsel, wie bei uns, stattfindet und ohne daß Braut und Bräutigam irgendwie aus einem teilnahmslosen Stillestehen herauskämen. Ich stand rechts neben dem Bräutigam, während seine Stiefmutter unausgesetzt den linken Arm seiner Braut umschlungen hielt. Da das ganze Haus von uns eingenommen war, mußte Graf Lehdorff seine Stube zur Brautschmückung hergeben, ein Alt, der bei offenen Thüren vor sich ging. Reiche Diamantblumen hingen der Braut über die Stirn, wie auch bei des Bräutigams Mutter; das Kleid bestand aus blaßrosafarbener, mit Gold durchwirkter Seide, doch ohne alle Krinoline, also echt orientalisches; die anderen Frauen waren einfacher, aber nicht minder charakteristisch, wie die eben erwähnten, gekleidet. Die Geistlichen trugen rosafarbene Gewänder, mit Goldblumen gestickt, so ziemlich von demselben Schnitte wie die der russischen Popen; die ganze Versammlung hielt Lichter in der Hand, die Vermählten allein ausgenommen.“

Am letzten Abend gaben die Majestäten in dem glänzenden Saale ihrer Wohnung ein großes Mahl, zu welchem viele hochgestellte Türken

Das deutsche Kaiserpaar im heiligen Lande.

und Damaszener geladen waren. Einige zwanzig junge Leute der vornehmsten Familien hatten sich ausbedungen, täglich bei der königlichen Tafel selbst den Majestäten und den Gästen die Speisen zu reichen, und sie machten dies in ihren einfachen schwarzen Anzügen mit dem roten Fes auf dem Kopfe in geschickter, vornehmer und bescheidener Weise. Am letzten Vormittage versammelte sie der Kaiser und schenkte jedem sein Bild mit Unterschrift; die Kaiserin ließ ihnen herzlichen Dank aussprechen. Beide Majestäten schenkten ihre Photographien dem Gouverneur, dem kommandierenden General und den zu ihnen kommandierten Generälen, Offizieren und Herren des Hofes, welche sich für diesen seltenen, ihnen zuteil gewordenen Gnadenbeweis in tiefer Rührung bedankten.

Baalbek.

Die Abreise am 10. November vormittags gestaltete sich ebenso imposant wie die Ankunft, nur daß man bei dem herrlichen Sonnenscheine des Tages noch mehr sah und noch mehr staunte. Lauteren Jubel und bewegteres Leben, wenn auch in anderer Art und mit anderen Gefühlen, hatte man selbst bei dem Einzuge 1871 in Berlin nach dem Kriege nicht gehört und gesehen. Nachdem sich die Majestäten in freundlichster und dankbarster Weise verabschiedet hatten, fuhr der kaiserliche Zug durch den Antilibanon, wo überall die Bevölkerung in noch größeren und noch erregteren Mengen herbeigeströmt war, bis nach Muallaka auf die Hochebene. Hier war wieder großer Empfang, welcher diesmal insofern noch eine neue Zierde aufwies, als die eingeborenen jungen Damen nach preussischem Muster in großer Zahl als weißgekleidete Ehrenjungfrauen mit deutschen Schärpen erschienen. Die Wagen wurden bestiegen, und der lange Zug war in gewohnter Weise von Kavallerie und Sapties begleitet, welche trotz der Hitze, von ihrem eleganten, schneidigen, mit dem Sterne des Kronen-Ordens geschmückten Brigadier auf einem prachtvollen Braunen geführt, vier Stunden lang trabten und galoppierten. Zunächst wurde bergauf durch das reich geschmückte Städtchen und seine jubelnden Einwohner gefahren. Dann führte die Straße über die fruchtbare, jetzt allerdings teilweise angetrocknete, nur noch mit den großen belaubten Weinstämmen bestandene, allmählich ansteigende Hochebene nach Norden hinauf zwischen dem Antilibanon und den wunderbar farbigen Bergen des Libanon. In mehreren Dörfern mit Kapellen, die hauptsächlich von christlichen Arabern, meist Maroniten, bewohnt werden, ging es



Aufnahme J. W. der Kaiserin.

Der Kaiser auf dem Wege zwischen Muallaka und Baalbek.



vorüber. Die Einwohner, von den ältesten Greisen an bis zu den kleinsten Kindern, auch ganz junge 12- und 13 jährige Mütter mit ihren Säuglingen grüßten freudig; Priester mit Fahnen, Kreuzen und dampfenden Weihrauchgefäßen standen am Wege; auch viele andere Leute trugen solche Gefäße, eine Form besonders feierlicher Begrüßung. Etwa 1½ Stunde vor Baalbek hatten sich gegen 500 Araber zu Pferde in malerischen Trachten aufgestellt. Einzelne trugen an ihren Lanzen große deutsche und türkische Fahnen und begleiteten, seitwärts in den weiten Feldern hin und her jagend, den kaiserlichen Zug, den sie bei dem starken Winde zeitweise in Wolken von Staub einhüllten. Weiterhin standen ganze Reihen bunt gesattelter Kamele in Paradeaufstellung, von Männern und Frauen besetzt, die mit jubelndem Zurufe grüßten.

So ging es in buntem, fröhlichem, staubigem Gewirr bis zu den von grünen Bäumen umrahmten, berühmten Tempeln von Baalbek.

Der vor den Tempeln liegende kleine, saubere Ort strahlte im Glanze der Abendsonne. Es waren mehrere Ehrenpforten errichtet, welche festlich gekleidete, freundliche Einwohner und Truppen umstanden.

Der letzte Zielpunkt auf der weiten Reise in den Orient war hier, im alten Heliopolis, erreicht: inmitten der Trümmer der größten Tempelbauten, die das Altertum uns hinterlassen hat, hielt das Kaiserpaar die letzte Nachtruhe auf syrischer Erde. — Hatten auf den bisherigen Zügen und Raststätten die Erinnerungen an das Erdenleben des Heilandes, an die Züge der Pilger und Kreuzfahrer die Seele bewegt, und hatte das bunte Leben des Orients, die sorgsame Gastfreundschaft des Landesherrn die Reisenden täglich mit wechselnden, gefälligen Bildern in überreicher Fülle umgeben — so fügten diese Stunden in den Ruinen von Baalbek all diesen Eindrücken noch die Erinnerung an den Glanz und die Macht antiker Kultur hinzu, welche die römische Kaiserzeit einstmals über diese Gegenden ausgebreitet hatte.

Das Kaiserpaar durchschritt mit seinem Gefolge einen dunklen, aus gewaltigen Quadern gefügten und gewölbten, mehr als dreihundert Schritt langen und etwa zwölf Schritt breiten Gang. Er hat zum Unterbau der südlichen Wand des großen Tempelvorhofes gehört. Sobald man wieder ins Tageslicht tritt, erblickt man rechts vor sich die himmelan ragenden, in einer Reihe gerichteten sechs Säulen des großen Tempels, die höchsten, aus dem Altertum erhaltenen. Links, näher noch dem Beschauer zur Seite, erhebt sich ein säulenreicher Tempel, der nur, weil der unvergleichliche Maßstab der einsam ragenden,

riesigen Säulen des zerstörten Tempels auf ihn drückt, kleiner erscheint als er ist, dagegen aber durch seine soviel bessere Erhaltung — die Mauern und die Mehrzahl seiner Säulen stehen noch — und durch die Fülle seines in den Formen edlen, aber fast überreichen Schmuckwerkes die Phantasie um so anziehender beschäftigt, ihn sich so vorzustellen, wie er in seiner einstmaligen Vollendung herrlich erschienen sein muß.

Im Rücken der Besucher dehnte sich der große Vorhof; in diesem weiten, von Trümmerhügeln durchzogenen Hofraume war das Zeltlager aufgeschlagen. Die scheidende Sonne beleuchtete die Tempel; unzählige Laternen, ein Feuerwerk versuchten sodann, aber vergeblich, die riesigen, steilen Höhen antiker Bauwerke zu erhellen; bald legte die Nacht ihre eiskalte Hand auf das zerstörte Heiligtum des Sonnengottes.

Die meisten erhoben sich schon früh vom kühlen Lager — der Thermometer war in der Nacht auf 2° gesunken —, die unter dem tiefblauen Himmelszelt noch schlummernden dunklen Berge des Libanon in der Morgenröte erwachen zu sehen. Welcher Umblid bot sich von den schnell erstiegenen Resten der Umfassungsmauern aus! Inmitten der breiten, fleißig bestellten Thalfläche lag, eine grüne Oase, an den Ruinen entlang der von Buschwerk und Bäumen umgebene und durchzogene Ort. Die Ketten des Libanon und Antilibanon begrenzten weithin in vielgewellten Gebirgszügen zu beiden Seiten dieses fruchtbare Hochthal. Auf einem sanft gewölbten Gipfel des Libanon lagerte auch jetzt noch Schnee. Wie umsichtig und treffend hatten die römischen Kaiser auf ihren Kriegszügen zur Sicherung der Ostgrenze des Reichs diesen hochgelegenen, kühlen, wasserreichen Ort, inmitten erhabenster Naturschönheit den Göttern zur Opferstätte, sich selbst aber zum Ruheplaz gewählt! Freilich, den Anziehungspunkt bildete damals und zwar schon seit Jahrhunderten die hier belegene, berühmte Opferstätte des Sonnengottes. Aber alle die Prachtbauten, die den Reisenden hierherziehen, die ganzen Anlagen dieses heiligen Bezirks, schufen doch erst die römischen Kaiser des zweiten Jahrhunderts.

Im Osten ist der Haupteingang gelegen. Auf einer breiten, von den Arabern längst abgebrochenen Freitreppe stieg man zu einem Portikus, einer Halle, empor, die mit zwölf Säulen auf die vorgelagerte Treppe sich öffnete. Drei Portale führten von da in einen sechseckigen Hof, dessen Mauern als Hinterwände zu Gemächern und offenen Säulenhallen dienten, indem Wandflächen von ihm aus rechtwinklig vorspringen und eine Säulenreihe die so entstandenen Räumlichkeiten nach vorn zu einrahmt. Wieder bot sodann ein dreifaches Portal



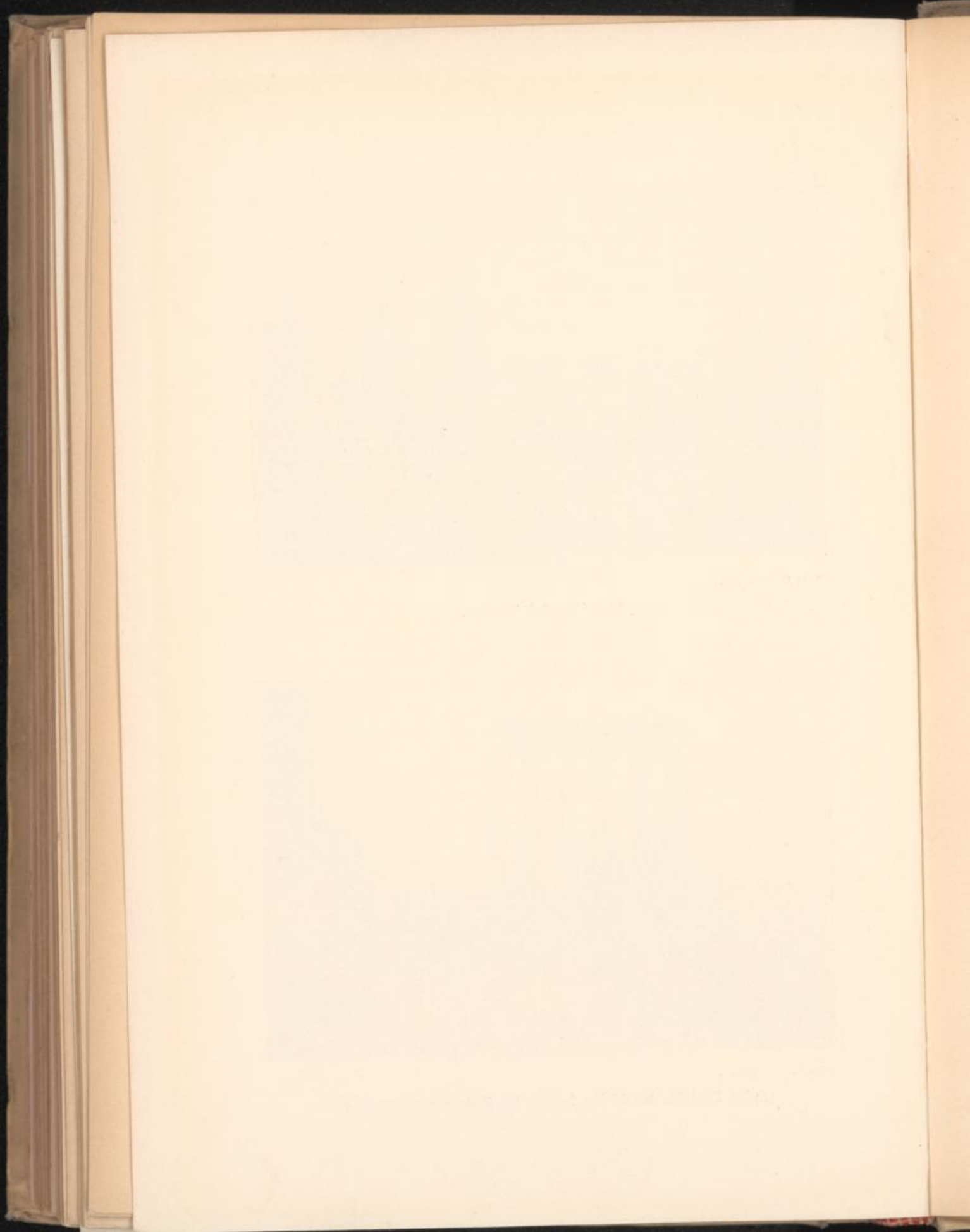
Phot. Jürgensen, Kiel.

Beduinen bei Baalbek.



Phot. O. Knödel, Berlin.

Seine Majestät der Kaiser besucht die Ruinen von Baalbek.



den Zutritt in den noch gewaltigeren, fast quadratischen Haupthof. War der sechseckige Hof etwa 80 m breit und etwa 60 m lang, so maß der größere 110 m in der Breite und 130 m in der Länge. Auch an seiner Seite zogen sich teils halbrunde, tiefe Nischen, teils rechtwinklige Gemächer, die alle durch vorgelegte Säulenreihen zc. das Innere des Hofes abschlossen; in den Ecken waren von Wänden umzogene Gemächer gelagert. In ihnen, sowie in den zu beiden Seiten des Portikus gelegenen Räumen werden wir die Wohnstätten der Priester, aber auch der Kaiser und ihres Hofhalts — vielleicht auch Säle für die Tempelschule erkennen dürfen.

Nun erst, sichtbar schon durch die Thorweiten vom Portikus her, erhob sich in nächster Nähe, überwältigend groß, der Haupttempel, umstellt von 54 Säulen von etwa 20 m Höhe. Es ist fraglich, ob er je vollendet worden ist; kein Anzeichen, wie er eingedeckt und im Innern gestaltet war, ist uns geblieben. Daß Antoninus Pius (133 bis 161) dieses „Weltwunder“ erbaut, ist uns überliefert; aus der Weiheinschrift aus einer Säulenbasis des Portikus ist zu folgern, daß Septimius Severus (193 bis 211) den Portikus errichtet hat.

Ist nun dieser große Tempel der Baalstempel oder ist es der gegen Süden, links von ihm gelegene, viel kleinere, reich geschmückte, viel besser erhaltene Tempel? „Antoninus Pius hat dem Jupiter einen großen Tempel errichtet, ein Weltwunder“ — so sagt die einzige uns überkommene, späte Chronistennachricht des 7. Jahrhunderts. Aber jene Weiheinschrift an einer der Säulenbasen des Portikus spricht von einem „Allen Göttern von Heliopolis“ geweihten Tempel. So wenig ist uns von der Erbauung und Bestimmung beider Tempel bekannt; kaum, daß wir mit Sicherheit sie unterschiedlich benennen könnten; nichts von ihren Baumeistern, nichts von ihrem Götterdienste! Daß der eine — und vermutlich doch der große — dem Sonnengotte geweiht war, darf man trotz jener ablenkenden Zeugnisse aus dessen hier gelegener uralten Kultstätte und dem antiken Ortsnamen Heliopolis schließen. So bieten diese umfangreichsten und reichhaltigsten Kunstbauten der Kaiserzeit zugleich ein kennzeichnendes Bild von dem Verfall der antiken Welt! In den gleichzeitigen Opfern zu beiden Gottheiten, der römisch-nationalen und der orientalischen, hoffte der abergläubisch irrende Mensch des untergehenden Heidentums seines Seelenheils um so gewisser zu werden.

So unsicher die Zeit und der Grund der Entstehung der Tempel ist, so wenig bekannt sind auch ihre späteren Geschicke. Konstantin d. Gr.

verbot den Götterdienst; Theodosius d. Gr. (379—395) riß den Tempel ein und gründete an dessen Stelle eine Kirche. Die Araber bemächtigten sich des Landes; die Mongolen übersluteten es zweimal. Die Tempelreste mußten zu Befestigungen für die Araber dienen. Erdbeben rissen die stolzen Wände und Säulen nieder. Viele Jahrhunderte blieben sie den Europäern unbekannt und vergessen. — Schon seit einiger Zeit haben dort Ausgrabungen begonnen, durch welche vielleicht mit der Zeit etwas mehr Licht in die Geschichte der herrlichen Tempel gebracht wird.

Aus dem Umsichweifen der Gedanken, von allen unlöslichen Fragen kehrt die Betrachtung immer wieder zu den Resten zurück, die wir vor uns erblicken. Wie war es möglich, diese Säulen zu errichten, diese Quadersteine herzubewegen? In der Außenmauer messen deren drei ein jeder nahezu 20 m in der Länge und 4 m in der Höhe, wohl auch in der Dicke, und zwar auf 7 m hohen Unterschriften mit glattgeschliffener Fläche und ohne Mörtel gelagert! Man glaubt wie beim Bau der Pyramiden, wie bei der Aufrichtung jenes eine Million Kilogramm wiegenden Ramses-Denkmal oder wie bei dem stolzen Grabmal des großen Königs Theoderich in Ravenna, dessen aus einem einzigen Felsblock gehauene Kuppel fast eine halbe Million Kilogramm wiegt — das Altertum habe eine Kenntnis der Mechanik besessen, die der unsrigen weit überlegen war. Nein: für alle diese Riesenbauten sind übermenschliche Kräfte oder technische Kunstleistungen nicht angewendet worden; einfach die schonungslose Ausnutzung unzähliger Menschenhände hat den Transport bewirkt — hier aus den nahe gelegenen Steinbrüchen, in Ägypten sogar von weit entfernten Felsenbergen. Lieber und ergiebiger als mit den dunklen historischen Fragen beschäftigt sich der Beschauer mit den herrlichen Kunstformen dieser Bauten selbst. Auch in der Behandlung des Steins im einzelnen und kleinsten glaubt man die Bildhauer des Altertums den unsrigen überlegen; allerdings, die zahlreichen Prachtbauten der Kaiserzeit forderten und schufen eine hochentwickelte Künstlerkraft. Man erkennt, wie vieler Menschen Arbeit und mit wie viel Bedacht und Fleiß — gründlicher als die kostbarere Menschenkraft unserer Tage beansprucht werden darf — dort in jenen Zeiten den Bauherren zu Gebote stand. Alle Umrahmungen der Wandnischen sind auf das genaueste und tiefste ausgemeißelt: in ihren quadratischen Tropfenreihen, ihren Mäanderstäben, ihren Schlingpflanzensäulen, ihrem feinen Akanthusblätterwerk. Die großen Kassettensplatten, die die Decke des äußeren Umganges zwischen der Giebelmauer

und der Säulenreihe des Jupiter(?)=Tempels bildeten, sind — einzelne, zu Boden gefallene zeigen es deutlich — tief, mit sicherster Berechnung der Fernwirkung, in Relief gehauen und doch so schön und edel geformt, als sollten sie aus der Hand betrachtet werden. Das darf als ein besonderer Ruhm jener Baalbek-Bauten hervorgehoben werden, daß sie uns von einer Nachblüte klassischer Kunst aus einer Zeit Zeugnis geben, in der man schon barbarische Asterkunst, grobe, massige Mauerkerne oder mit Blendwerk trügende prahlerisch-zierliche Höhenwirkungen herrschend glaubte. Die Kunst des Altertums war eben so vollkommen groß und reich, daß sie noch in ihrem Untergange edel und heroisch sich in vollendeter Größe, ja in den ins Übergroße entwickelten Anlagen trotzdem harmonisch und vornehm, und in ihrem Schmuckwerke noch auf Entwicklung neuer, edler Motive bedacht erweist.

Eine sinnige, vom Sultan vorbereitete Feier versammelte alle Anwesenden noch in früher Stunde. Es galt der Enthüllung eines zu Ehren des Kaiserbesuchs errichteten Denkmals. Nach einer Ansprache des Gouverneurs von Damaskus und unter präsentiertem Gewehr einer Ehrenkompagnie wurde eine hohe Marmortafel, eine Art doppelter Stele, enthüllt; die Inschrift auf dieser lautet, links in deutsch-gotischer, rechts in türkischer Schrift:

Sultan Abd-ul-Hamid II., Kaiser der Osmanen, Seinem erlauchten Freunde Wilhelm II., Deutschem Kaiser, König von Preußen, und der Kaiserin Auguste Victoria, zur Erinnerung an die gegenseitige unwandelbare Freundschaft und den Besuch der Kaiserlichen Majestäten in Baalbek am 15. November 1898.

(Da der Besuch der Majestäten verfrüht war, so mußte das Datum auf den 11. November berichtigt werden.)

Der Sultan hatte gebeten, daß der Kaiser selbst den Platz bestimme, an welchem die Gedächtnistafel aufgestellt werden sollte. Seine Majestät wählte dafür die Westmauer des Jupiter=Tempels hinter der großen, gut erhaltenen Säulenreihe.

Von hier wie von Damaskus aus wechselten der Kaiser und der Sultan wiederholt herzliche Telegramme.

Nach der Enthüllungsfeier machten die Majestäten noch einen Rundgang durch die Ruinen und deren tiefe Gräben, von denen aus sie die gewaltigen, hohen Unterbauten und jene großen Quadern anstaunten und die Kraftentwicklung bewunderten, wie es möglich gewesen sei, diese Felskolosse heranzuschleppen und in so bedeutende Höhe emporzubringen. Schließlich wurde noch der kleine zierliche Rundtempel, welcher der Venus geweiht gewesen sein soll, besucht, ein kostbares

Muster römischen Barockstils, der, obwohl er das Schwergewicht strenger Struktur spielend aufhebt, indem er in die Rundwand von Nischen überdachte Nischen einfügt und sogar das Gesims der Rotunde in konkave Halbkreise ausstreckt und auf vorgestellte Einzelsäulen lagert, dennoch sich durchaus in den edlen Formen antiken Ornaments und vornehmer, harmonischer Gestaltung hält.

Um 8 Uhr fuhren die Majestäten denselben Weg, den sie gekommen, in großer Hitze und staubumhüllt, zurück nach Muallaka. —

Eben diese Reise von Damaskus nach Baalbek schildert der Kronprinz in seinem Tagebuch.

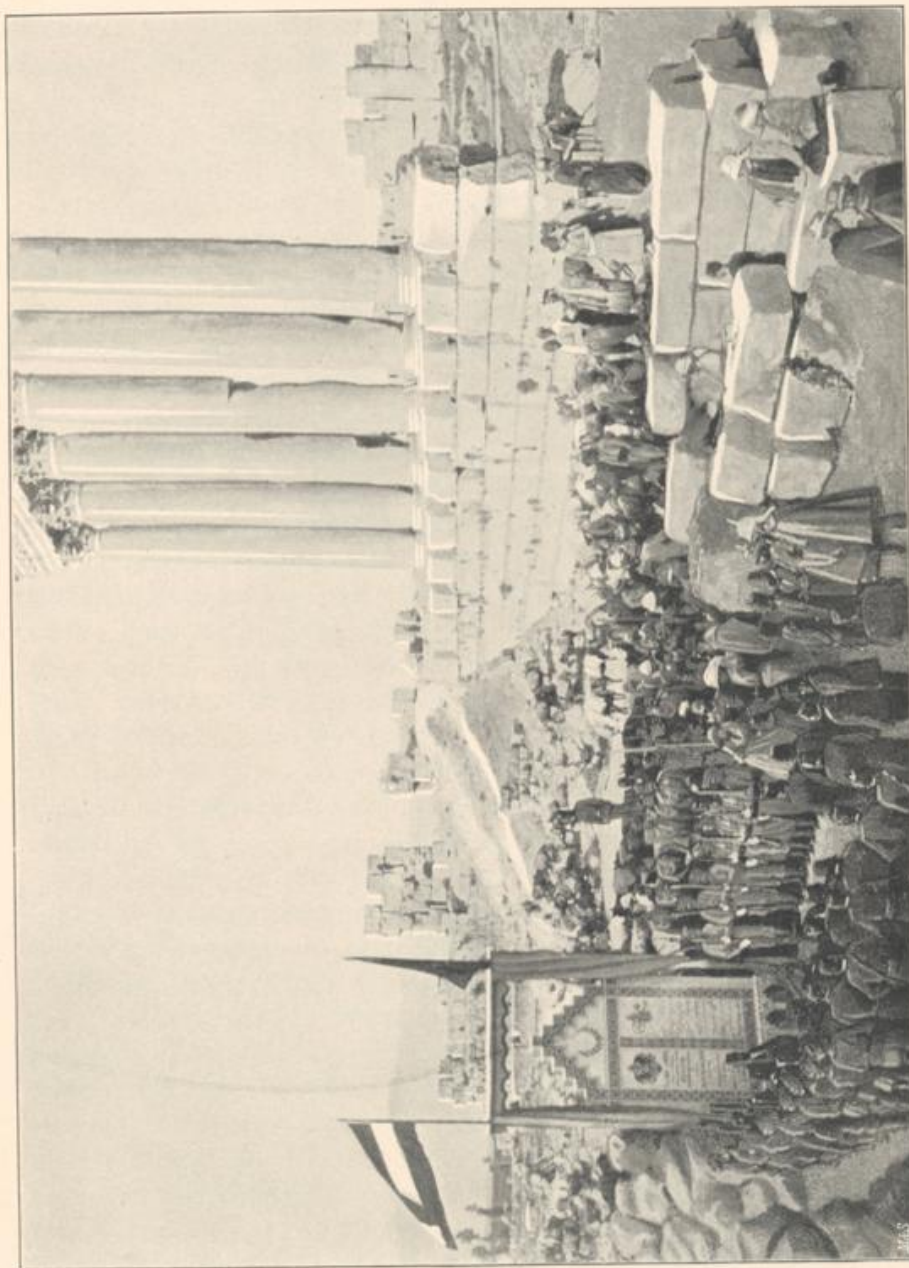
(Aus dem Tagebuche des Kronprinzen vom November 1869.)

„Morgens drei Uhr ritten wir aus Damaskus hinaus, von der ganzen Familie, die aufgeblieben!! war, geleitet. Am Thore bestiegen wir die Diligence — abgetakelte alte französische Klapperkasten, die den Staub, wie die eiskalte Nachtlust durchziehen ließen, — um nach Baalbek zu gelangen. In dem Orte Shtorah (welcher an der großen Poststraße östlich von Maderitsch, westlich von Muallaka liegt) bestiegen wir um 10 Uhr die Pferde und jagten in fünfstündigem Ritt über die Ebene der Bika, welche zu allen Zeiten den durch Syrien ziehenden heidnischen, kreuzfahrenden und muhammedanischen Heeren als Hauptstraße nach Heliopolis gedient, umschwärmt von mehreren Hunderten berittener Araber, die unausgesetzt Kriegsspiele »Fantasia« trieben und uns nebenbei tüchtig mit Staub bedeckten. — Ein herrlicher Sonnenuntergang erhöhte den Eindruck der Ruinen; worauf merkwürdig gute Betten uns willkommenene Nachtruhe boten.“

Am 14. November ritt der Kronprinz über Muallaka nach Shtorah zurück, von wo er nach Verabschiedung „von dem lebenswürdigen Direktor der französischen Messagerie, Grafen Pertuis“, mit der Diligence nach Beirut fuhr. Von dort aus trat er die Reise nach Ägypten zur Einweihung des Suez-Kanals an und fuhr den Nil bis Assuan hinauf. Dieselbe Reise hatte auch der Kaiser geplant, aber zu seiner Betrübnis, und obwohl der Khedive schon alles zum Empfange vorbereitet hatte, kurz vor der Abreise aufgeben müssen.

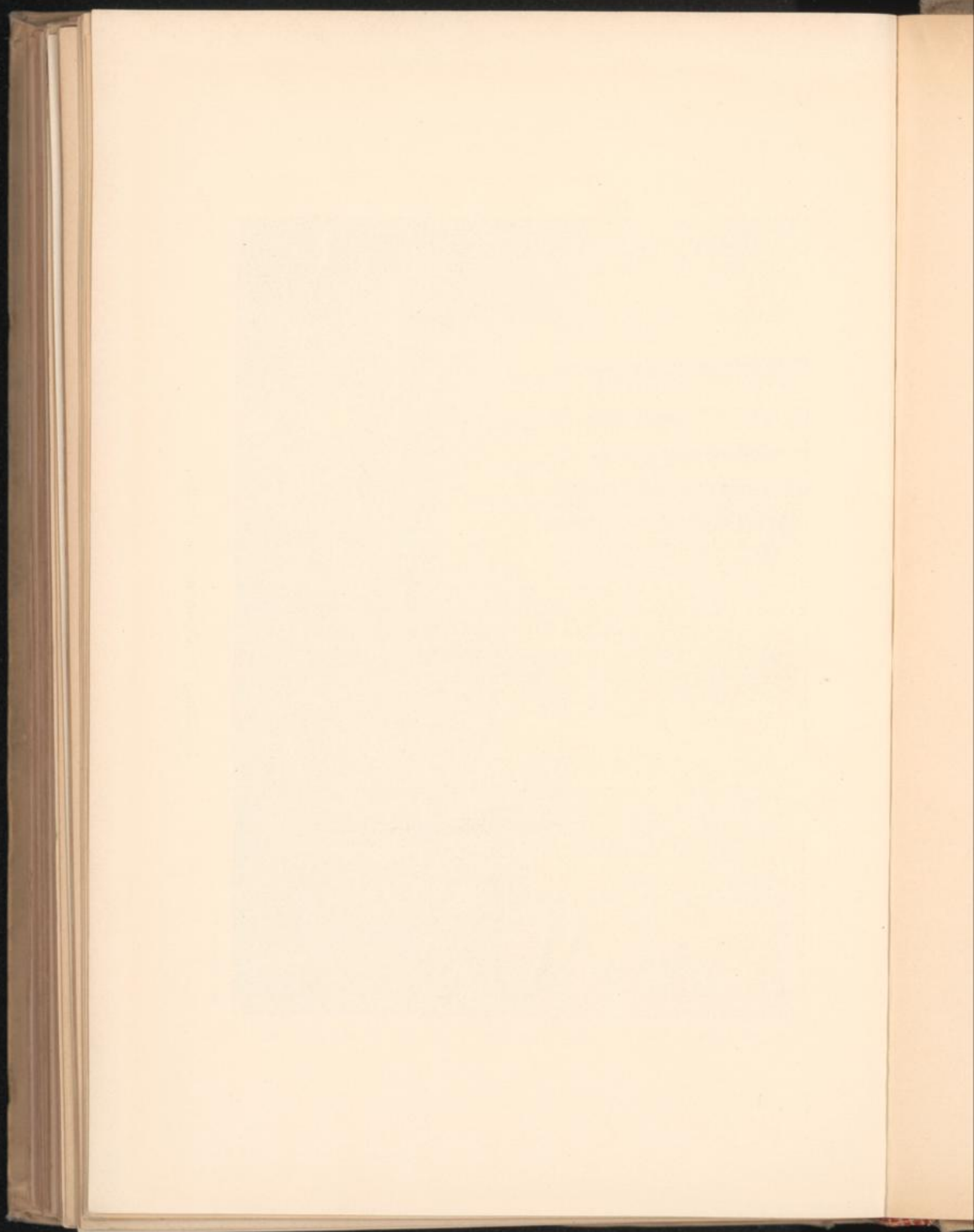
Die Rückfahrt nach Beirut und der Abschied vom Orient.

Nach kurzer Frühstücksrast in Muallaka und feierlichem, glänzendem Abschiede von den höchsten Civil- und Militärbehörden von Damaskus setzte sich um 2¹/₄ Uhr der Sonderzug unter den lauten unablässigen



Phot. Jüngsten, Kiel.

Entführung der Gedenktafel bei Baalbek.



Zurufen der Bewohner in Bewegung. Das ganze Hochthal, zur Linken die langen Höhenzüge des Antilibanon, zur Rechten der Libanon, am Südende der Ebene der Hermön, waren wunderbar beleuchtet. Die strahlende Sonne, die klare, durchsichtige Luft, in welcher auch die entferntesten Berge, Felsen und Dörfer ganz nahe zu liegen schienen, die vielfarbigen Wolkenbildungen am Himmel, die Wolkenschatten auf der Ebene und auf den Bergen, alles vereinte sich, um noch einmal in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit zu grüßen, ein Naturbild so gewaltig und eigenartig, daß es niemals aus der Erinnerung schwinden wird. Langsam stieg der Zug die Hänge des Libanon hinauf. Der Kaiser saß am Fenster, aber in fast ununterbrochener Arbeit mit dem Staatsminister v. Bülow. Immer umfassender und großartiger wurde der Rückblick auf die weite Hochebene und die in der Glut der sinkenden Sonne leuchtende, von Thälern und Schluchten durchfurchte Kette des Antilibanon und des stolzen Hermon. Unten im Thale lagen auf einer Anhöhe die Reste eines Römer-Kastells, welches den alten Paß einst bewachte. Um wieviel großartiger und zugleich lieblicher muß diese Landschaft in alter Zeit gewesen sein, wo die noch jetzt so fruchtbare Hochebene zu den reichsten des römischen Reiches gehörte, wo die heute kahlen Berge mit Cedern und Laubwald bedeckt waren! Man versteht, daß die Alten dieses weite Thal „das königliche Thal“ nannten. Zwischen Felschluchten erreicht die Bahn jenseits Ruderidsch den Tunnel auf der Höhe des Libanon. Noch einen letzten Blick in die Pracht zurück —, dann ist sie in dem Dunkel des langen Tunnels verschwunden. Tritt der Zug wieder an das Tageslicht, so entrollt sich ein neues, ganz anderes und doch ebenso großartiges Bild. Zu den Füßen des die Wunder der Natur und die Kunst ihres Schöpfers anstaunenden und preisenden Beschauers liegen weithin ausgebreitet, übergossen von dem goldigen Hauche der Abendsonne, die unzähligen, stolzen Berge des Libanon, die tiefen, violetten Thäler und Schluchten, zwischen denen aus weiter Ferne wie silberne Streifen das Meer hindurchleuchtet. Die ganze Landschaft strahlt in wunderbarem Lichte von ungeahnter, unbeschreiblicher Herrlichkeit. Die in Massen zusammengeströmten Bewohner grüßen zum letztenmal und deshalb doppelt herzlich. Auf der Station Aleih bringen der Gouverneur und seine Gemahlin ihre freundlichen Abschiedsgrüße und überreichen der Kaiserin als Andenken ein arabisches Silbergeschmeide. Die Kaiserin schenkte der schönen Frau als Gegengabe ein wertvolles Armband. An der Station Arayah, dem Sommerhause der deutschen

Diakonissen in Beirut, stehen arabische Kinder, begleitet von zwei Kaiserswerther Schwestern, und singen mühevoll in deutschen Worten „Heil Dir im Siegerfranz“. Kaiser und Kaiserin danken den Kindern und unterhalten sich längere Zeit mit den Schwestern. Diese entzückende Fahrt vom Gipfel des Libanon hinab mit der unvergleichlich schönen Aussicht über die Berge, die Thäler, die waldige Ebene mit dem weißleuchtenden Beirut und über das Meer im Golde der Abendsonne bleibt unvergesslich. Als der Zug aus den Bergen hinabkam, war es am Himmel dunkel geworden, aber der Weg strahlte in den Freudenfeuern, welche die Bewohner der zahllosen Häuser, Villen und Dörfer an den Fenstern und auf den Dächern angezündet hatten. Besonders fiel das zu beiden Seiten der Bahn im Grünen gelegene Dorf Ba'abda auf, dessen Einwohner ihre Dächer rund herum mit brennenden Öltöpfen besetzt hatten.

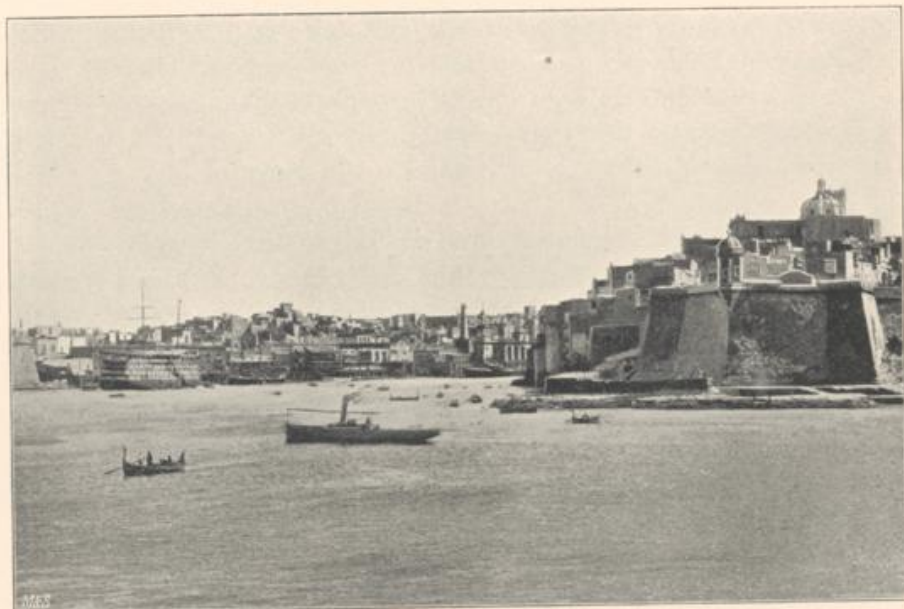
In dem glänzend erleuchteten Beirut, welches der Kaiser zu Pferde, die Kaiserin im Wagen im langsamen Schritt, von den Gefolgen und den türkischen Generalen, Offizieren und Reitern umgeben, durchzogen, überstiegen der Jubel, die Freuden- und dankbaren Abschiedsrufe alle Grenzen des Glaublichen. Einen rührenden Charakter trug die Illumination in der engen Gasse der Tischler. Die braven Leute hatten auf dem Pflaster vor ihren Werkstätten, in denen sie mit ihren Familien und Freunden standen, hohe Holzstöcke angezündet. Ein langes, herzliches Abschiednehmen fand an der Landungsstelle statt, wo sich auch nochmals die deutsche Kolonie und die Kaiserswerther Schwestern eingefunden hatten. Die Majestäten kehrten dankbar und freudig bewegt mit einem Teile des Gefolges auf die „Hohenzollern“ zurück, wo noch am Abende ein großes Mahl zu Ehren der türkischen Würdenträger, Behörden und der zu den Majestäten kommandiert gewesenen Gefolge stattfand. Nochmals erglänzten Beirut und die Umgegend in herrlicher Illumination. Die Nacht war sternklar, blieb aber sehr heiß.

In Beirut trennte sich das Reisegefolge. Ein Teil ging auf die „Hertha“, welche nach Mitternacht abdampfte, um zunächst für Seine Majestät Depeschen aus Suda zu holen. Ebenso verließ die „Loreley“ mit dem Botschafter Freiherrn v. Marschall und Excellenz v. Lucanus an Bord den Hafen; die Oberhofmeisterin, die Hofdame Fräulein v. Gersdorff und der Oberhofmeister fuhren auf einem kleinen Boote hinaus in die dunkle, bewegte Salzflut und suchten sich dort in der schwarzen Nacht ein neues Heim — einen französischen Dampfer, geführt von einem lebenswürdigen französischen Marineoffizier, welcher

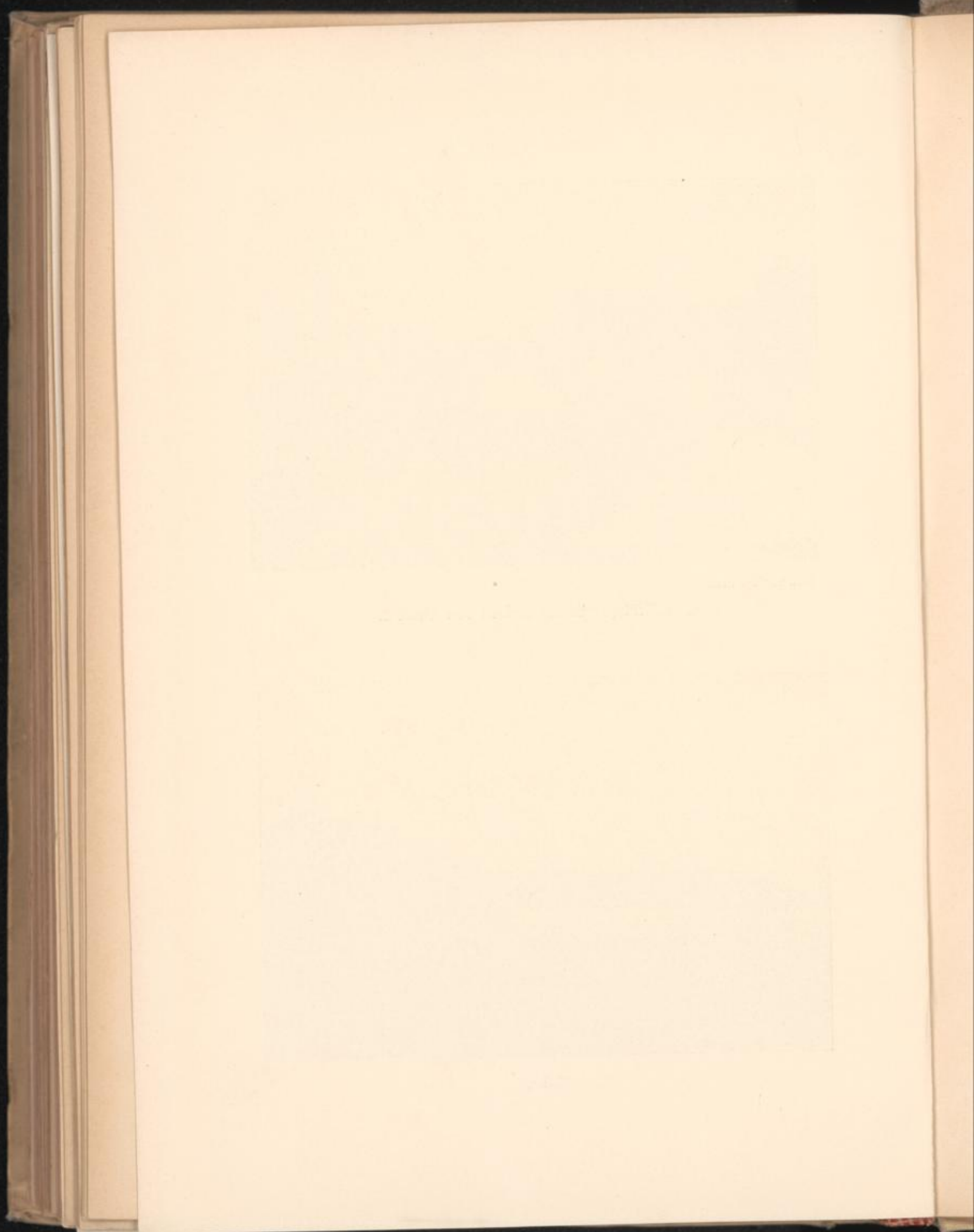


Phot. Giffon, Potsdam.

Das Zeltlager in den Ruinen von Baalbek.



Malta.



seinen seltenen Gästen das Leben auf der fünftägigen Fahrt nach Konstantinopel so angenehm wie möglich gestaltete.

Am 12. November lichtete die „Hohenzollern“ im ersten Morgenrauen des schönen Tages die Anker und dampfte um 6 Uhr unter dem Salut der am Ufer und auf den Molen stehenden türkischen Truppen und der außerhalb des Hafens liegenden Kriegsschiffe ab. Der Kaiser war bereits aufgestanden. Vor seiner Abreise dankte er dem Sultan in einer langen Depeſche für die ihm und der Kaiserin seit seiner Ankunft auf türkischem Boden bis zum Verlassen desselben bereiteten Empfänge und erklärte, alles werde ihm unvergeßlich bleiben und seine Freundschaft für den Sultan für immer befestigen. Der Sultan dankte in wärmster Weise, indem er den Kaiser der gleichen Gefinnungen versicherte und dem deutschen Kaiserpaare glückliche Weiterreise und gute Heimkehr wünschte.

Die Unterthanen des Sultans.

Es war natürlich, daß bei der Reise in ein so interessantes und eigenartiges Land, wie es die Türkei ist, auch mit Vorliebe Beobachtungen und Unterhaltungen stattfanden über die vielen durch ihre Herkunft, durch ihre Religion und durch ihre Entwicklung so ungleichmäßig verschiedenartigen Völker und Stämme, welche der Sultan unter seinem Scepter vereint. Überall fand mit den deutschen Beamten und Geistlichen, den Forschern und deutschen Ansiedlern ein reger Meinungsaustausch statt, durch welchen man sich aus ihren übereinstimmenden Ansichten doch vielfach ein anderes Bild und andere Eindrücke über die unter der türkischen Herrschaft stehenden Völker und deren Leben erwarb, als man es nach dem erwartet hätte, was man in der Heimat vielfach gehört.

Es wäre ein gewagtes Unterfangen, wenn man den gewonnenen Eindrücken, die so unbeschreiblich reich an Zahl und Mannigfaltigkeit waren, bis ins Einzelne nachgehen wollte. Es sollen deshalb hier nur einige derselben, nach den Hauptmomenten gruppiert, kurz dargestellt werden.

Durch dreißig Breiten- und vierzig Längengrade erstreckt sich noch heute das osmanische Reich; es vereinigt die vielgegliederten Küsten Anatoliens und die einförmigen Flächen von Arabien, die schneebedeckten Höhen des Antilibanus und des Taurus und im Jordanthale die mit subtropischer Flora ausgestattete tiefste Depression des Erdbodens, die Millionenstadt am Bosporus und die öde Steppe, die

steinige Wüste. Ebenso wechselnd ist das Bild, welches die Bewohner dieser Länder bieten, die sich gleichmäßig durch ihre Abstammung wie durch ihre Religion und die von ihnen repräsentierten Kulturstufen unterscheiden. Angehörige aller Rassen der alten Welt mit den Abstufungen vom Weiß des Circassiers bis zum tiefen Schwarz des Negers, einfache Fischer- und Jägerstämme, nomadische Horden und Abkömmlinge uralter Kulturvölker beugen sich vor der Macht des Padiſchahs; während der Muhammedaner in ihm als dem Kalifen den Schatten Gottes auf Erden erblickt, gehorchen seinen Befehlen auch Verehrer Jehovahs und Bekenner der Religion Christi. Nach altem orientalischem Brauche ist durch die Regierung jedem Volke und jeder Glaubensrichtung die Verwaltung der eigenen Angelegenheiten möglichst überlassen, so daß sich diese verschiedenen Elemente seit Jahrhunderten unvermischt nebeneinander erhalten haben, einer Mosaikarbeit vergleichbar, in welcher jeder der bunten Steine seinen festgesetzten Platz einnimmt. Staunen ergreift den Fremden, wenn er in einer der Hafenstädte den Boden des Landes betritt; während sein Auge durch die mannigfaltigsten Trachten in Anspruch genommen wird, dringt an sein Ohr das betäubende Gewirr der seltsamsten Sprachen. In größeren Hafenstädten anderer Länder mit starkem Fremdenzufluß ist dieser Anblick zwar ebenso bunt, hier aber werden alle diese Trachten von Eingeborenen getragen, und alle diese Sprachen sind einheimisch.

Wenn wir versuchen, uns einen Überblick über diese verschiedenartigen Teile zu verschaffen, aus denen sich die Bevölkerung des osmanischen Reiches zusammensetzt, indem wir sie nach der Religion ordnen, so finden wir, abgesehen von den eingewanderten Europäern, zuerst die einheimischen Christen. Diese zerfallen wieder in die seit dem Jahre 1853 staatlich anerkannten Protestanten, meist armenischer oder syrischer Herkunft, in die Katholiken des heiligen Landes und der Levante-Städte, dann in die mit Rom unierten orientalischen Christen, ferner in die griechischen Orthodoxen und schließlich in die alten Sekten der Monophysiten und der Nestorianer, die heute noch als gregorianische Armenier, als Jacobiten und als Chaldäer fortbestehen. Der Abstammung nach sind die Christen Arier oder Semiten.

Die Juden, die erst in neuerer Zeit sich in Palästina zahlreicher ansiedeln, sind jedoch stärker vertreten in den größeren Städten des Nordens, wie Konstantinopel und Salonik, wo sie ebenfalls in Sekten zertheilt sind.

Auch der Islam weist aus früheren Perioden, wo die ihn bewegenden Ideen noch in Gärung begriffen waren, Spaltungen auf. Neben den beiden großen Konfessionen der Sunniten, deren Glauben die offizielle türkische Staatsreligion ist, und der Schiiten, welche allein in einem Nachkommen des Propheten Muhammed ihr rechtmäßiges Oberhaupt erkennen wollen, haben sich aus der Zeit der alidischen Propaganda im Mittelalter noch einige kleinere Gemeinschaften in die Jetztzeit herübergerettet, die, wie die Drusen des Libanons und des Haurans und die Ismaeliten und Metawile Syriens, in den Sunniten ihre Todfeinde sehen, desgleichen die sehr zahlreichen Kyzylbaschis in Anatolien, während den Rosairiern in dem sich nördlich an den Libanon anschließenden Gebirgszuge noch Gestirndienst und den Sezidis in Mesopotamien sogar Teufelsanbetung zugeschrieben wird. Alle diese kleineren Sekten werden von der Regierung jedoch als Muhammedaner behandelt und demgemäß zum Militärdienst angehalten, wohingegen die Zigeuner, obschon sie sich als Muhammedaner ausgeben, noch als Götzendiener gelten, mit denen jede Verbindung untersagt ist. Viele der Beduinen-Stämme wird außerdem der seit Jahrhunderten mit ihnen im Streite lebende städtische Moslem Syriens kaum als seine Religionsgenossen anerkennen.

Der Masse nach setzen sich die Anhänger des Islam zusammen aus Ariern, nämlich den Kurden, Tscherkessen und muhammedanischen Albanesen, sowie muhammedanischen Griechen und Slaven, ferner aus Semiten, den Arabern und muhammedanischen Syriern und schließlich aus Mongolen, den osmanischen Türken, den letzten westlichen Ausläufern des großen Türkenvolkes, mit ihren nächsten Verwandten, den noch heute nomadisierenden Türük-Stämmen in Kleinasien und Nordsyrien. Mit dem Worte „Rayah“ d. h. Herde, das früher überhaupt die Unterthanen im Gegensatz zum Staatsoberhaupte bezeichnete, werden heute speziell die nichtmuhammedanischen Bevölkerungsbestandteile des türkischen Reiches zusammengefaßt.

Leider kann man unter den Anhängern dieser verschiedenen Religionen nicht den orientalischen Christen die Palme der Superiorität zuerkennen. Wenn schon der Verlust der früheren byzantinischen Provinzen Vorderasiens an den Islam als eine Strafe für die Verderbtheit ihrer damaligen Bewohner angesehen wird, so haben deren Nachkommen in der darauf folgenden langen Zeit der Unterwürfigkeit unter die Muhammedaner sich nicht gebessert. Zwar war es, da im Orient alle staatlichen oder nationalen Aspirationen sich an die Religion

anschließen, die Kirche, welche, gestützt auf die ihr von der muhammedanischen Regierung gewährte Selbstverwaltung, den verschiedenen christlichen Völkern durch die Jahrhunderte ihre Eigenartigkeit bewahrt hat; doch dürfte diese außerhalb ihrer eigentlichen Bestimmung liegende Thätigkeit ihr hauptsächlichstes Verdienst sein.

Von der Teilnahme an der weltlichen Macht ausgeschlossen, behufs Behauptung seiner geistlichen Stellung zu erheblichen Geldopfern an die Machthaber gezwungen, hat der christliche Klerus der orientalischen Kirchen oft mehr die Wiedereinbringung dieser Auslagen und seine eigene Bereicherung als das Wohl der Gemeinden im Auge. Nur der unwissende niedere Priester, verheiratet und meist mit Nahrungsforgen für seine Familie belastet, lebt unter dem Volke, während die höhere Geistlichkeit sich aus den streng abgeschlossenen Klöstern rekrutiert, aus denen die dort einst gepflegte Wissenschaft längst verschwunden ist. Allein für den Priesterstand scheint der mit größtmöglichem Gepränge gefeierte Gottesdienst abgehalten zu werden, der dem Laien ganz unverständlich, zum Teil in dem heute nicht mehr gesprochenen altjhrischen Idiom celebriert wird, wobei der weibliche Teil der Gemeinde durch ein Gitter ferngehalten ist. Für Unterricht und Erhebung der Moral des Volkes, für gemeinnützige Zwecke geschieht seitens des Klerus nichts, so daß das Volk in bedauerlicher Unwissenheit und Hilflosigkeit verbleibt.

Diejenigen Christen, denen in den Städten hierzu Gelegenheit geboten ist, ahmen ihren Geistlichen in der Jagd nach dem Gelde nach und sind als die erbarmungslosesten Wucherer bekannt. Ihre Opfer nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande suchend, strecken sie in Syrien z. B. bei einem Zinsfuß von 30 bis 80 pCt. den Fellachen zur Zeit der Aussaat Geld zum Ankauf von Getreide vor, so daß auch nach guter Ernte der Bauer sich kaum bis zum nächsten Jahre durchfristen kann, bei schlechter Ernte aber sein Besitztum an den städtischen Gläubiger fällt. So ist in den letzten Jahren der größte Teil von Galiläa in der Hand weniger Beirutiner christlicher Bankiers vereinigt. Da es den jhrischen, armenischen oder griechischen Christen nicht an Klugheit noch an Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel mangelt, gelangen sie oft zu Reichtum und umgeben sich dann trotz ihres Geizes gern mit dem blendenden Luxus abendländischer Zivilisation. Ihre Töchter erhalten französische oder englische, auch seltener deutsche Erzieherinnen, die Söhne werden, wenn möglich, ins Ausland, meist nach Paris geschickt, von wo sie dann mit erhöhten Fähigkeiten zurückkehren, um in der Heimat den Gelderwerb in größerem Maße zu betreiben.

Von den europäischen Staaten ist den orientalischen Christen Frankreich, dessen Schutz sie ja wiederholt erfahren haben, auch innerlich am sympathischsten; durch die rege jesuitische Mission mit der französischen Sprache vertraut, gefallen sie sich in der Nachahmung französischer Sitten und kommen sich dann als vollendete Pariser vor. Welch' eine Anziehung Paris beispielsweise auf die christlichen Beirutiner ausübt, erhellt aus dem Umstande, daß zur Zeit der Weltausstellung von 1889 mehr christliche Syrer nach Paris reisten, als im gleichen Jahre muhammedanische Beirutiner nach Mekka wallfahrteten. Viel größer allerdings noch war damals die Auswanderung armer Leute aus dem Libanon, die in Amerika ihr Glück suchten.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Art und Weise, in der heute und früher die orientalischen Christen Fühlung mit dem Auslande, namentlich mit Frankreich und Rußland, aber auch mit England suchten, welche Staaten sie öfter direkt um Hülfe gegen ihre Machthaber angingen, wiederholt den Bestand des türkischen Reiches gefährdet hat. Gleichwohl können die noch in den Jahren 1895 und 1896 verübten Massacres, diese Anwendung einer mittelalterlichen Staatsraison, nicht entschuldigt werden, wie auch alle besseren Elemente des türkischen Volkes sie in ihrem Gewissen verurteilt haben.

Ein anderes Mittel zum Emporkommen als die den orientalischen Christen sonst sehr zusagenden Finanzgeschäfte bietet ihnen in geringerer Ausdehnung der Dienst des muhammedanischen Staates. Der Türke, dessen einfache Natur und angeborene kriegerische Neigung ihm das Einarbeiten in die komplizierten Details der Staatsverwaltung erschwert, fühlte jederzeit das Bedürfnis einer Hülfe zur Bewältigung dieser Schwierigkeiten; es giebt daher in jeder Verwaltung Stellen, auf denen diese Last ruht, die aber weder an Einfluß noch an Glanz den anderen Ämtern gleichkommen. Für diese Stellen zweiter Ordnung haben sich die Christen meist sehr tüchtig erwiesen, weshalb sie auch durchschnittlich mit Christen besetzt sind. In älterer Zeit waren es die Griechen, namentlich die Phanarioten, seit Anfang dieses Jahrhunderts die Armenier und in den letzten Jahren verschiedentlich Syrer, die sich dieser Karriere zuwenden. Bedauerlich ist, daß die Christen, die ein türkisches Staatsamt erlangen, sich vor den anderen Funktionären häufig nur durch größere Geriebenheit im Intriguenspiel und erhöhte Leichtfertigkeit, rasch zu Gelde zu kommen, auszeichnen. Allerdings muß man beifügen, daß ihnen fast stets der nötige Einfluß zur Durchführung ihrer von besserer Sachkenntnis diktierten Absichten fehlt.

Wenn die bisher genannten Charaktereigenschaften der orientalischen Christen, des Klerus wie der Laien, im allgemeinen nicht geeignet sind, ihnen die Hochschätzung der Muhammedaner zu erwerben, so ist dies noch viel weniger der Fanatismus, mit dem die einzelnen christlichen Denominationen, in ihrer Ohnmacht gegenüber dem herrschenden Islam, unter Führung ihrer geistlichen Oberen sich gegenseitig verfolgen. Die fortwährenden Angebereien und Verläumdungen derselben bei den weltlichen Behörden, die Bestechungen der letzteren zur Erreichung parteiischer Entscheide, dringen nicht so sehr in die Öffentlichkeit; weit über den Orient hinaus hallt jedoch das Getöse der widerwärtigen Streitigkeiten, welche die Christen zeitweilig um die Stätten der Geburt und des Grabes Dessen erheben, welcher den Frieden bringen wollte. Dieser Streit, der seinerzeit den Anlaß zum Krim-Kriege gab, währt latent noch fort und kann jedes Jahr, namentlich bei der Auferstehungsfeier des Gekreuzigten, wieder ausbrechen. Noch in frischer Erinnerung ist die schmachvolle Schlägerei der Armenier und Griechen vor der Grabeskapelle am Ostertage des Jahres 1895, eine Scene, die nur durch die vom türkischen Gouverneur in der christlichen Grabeskirche vorsichtigerweise aufgestellte Truppenmacht beendet wurde. Angesichts solcher Vorfälle ist das gehobene religiöse Selbstvertrauen des Muhammedaners leider nur zu sehr verständlich.

Trotz aller der aufgezählten Verschiedenheiten steht uns der vordere Orient mit seiner ganzen Kultur als eine Einheit gegenüber, welche auf uns meist schon in frühester Jugend einen geheimnisvollen Reiz ausübt. In der That repräsentiert diese Kultur, welche die dort herrschenden muhammedanischen Völker seit nahezu dreizehnhundert Jahren in kaum unterbrochener Folge entwickelten, ein wunderbares Gebilde, das von den orientalischen Schriftstellern in anschaulicher Weise als das „Ci des Islams“ bezeichnet wird. Schwankend zwar ist die Grenze dieser Kulturwelt; während sie im frühen Mittelalter bis nach Südfrankreich vorging und noch vor zwei Jahrhunderten Ungarn umfaßte, ist jetzt ihr steter Rückgang zu beobachten, so daß heute schon der größere Teil der Balkanstaaten als außerhalb derselben liegend angesehen werden muß; bisher aber war das von ihr umgebene Gebiet, die „wohlbewahrten Länder des Islams“, von fremden Einflüssen abgeschlossen, und erst in neuester Zeit dringt die abendländische Civilisation in dieselben ein. Für den Europäer ist das Verständnis dieser Kultur sehr erschwert, weil sie in erster Linie auf der uns fremdartigen Religion, dem Islam, beruht.

Als der Prophet Muhammed die Lehre der Erhabenheit Allahs verkündete, nahm sie die orientalische Welt, deren religiöses Bedürfnis weder im Götzendienste Arabiens noch in der spitzfindigen Theologie der damaligen christlichen Kirche des Ostens Befriedigung fand, mit Begeisterung auf, und so eroberte sie im Fluge die weiten Gebiete von Spanien bis zum Indus. Das religiöse Gefühl war so stark, daß nicht nur die Kirche und der Staat, sondern auch alle die tausenderlei Verhältnisse des alltäglichen Lebens von ihm geregelt wurden; der Koran und die Tradition des Propheten sind auch noch heutzutage für den aufrichtigen Moslem der Maßstab, an dem alle Handlungen zu messen sind. Gegenüber den verworrenen Spekulationen des christlichen Klerus wird das Dogma in einfachen, markigen und großartigen Zügen entworfen. „Es giebt keinen Gott außer Allah, und Muhammed ist sein Prophet“ lautet präcise und klar dessen Aufschrift, das Glaubensbekenntnis. Allah ist der allgewaltige Schöpfer, der über seine Kreatur verfügt, wie er will, ohne daß diese das Recht hätte, wider seine ewige Vorherbestimmung zu murren. Strafbare Verwegenheit ist es, wenn die Menschen ihm einen Anteilhaber an der Macht zuschreiben. Ihm gegenüber gebührt nur Islam, d. h. willenslose Hingebung. Muhammed ist der letzte und größte Prophet, welcher die von seinen Vorgängern Abraham, Moses und Jesus gepredigte und später verfälschte Offenbarung wiederherstellt und vollendet. Am Tage des Weltgerichts, wenn die ganze Schöpfung vor der Strafe für ihren Abfall zittert, wenn sogar Jesus in eigener Sündennot seiner Mutter Maria vergißt, ist es Muhammed, der für die Menschheit Fürbitte einlegen darf.

Dem von Allah ihm erteilten Auftrage gemäß stellt Muhammed die Normen auf, welche der Mensch in seinem diesseitigen Leben beobachten muß, um in die Freuden des Paradieses einzugehen. Vor allem zählt dazu die Reinigung; sie besteht in symbolischen Waschungen als Vorbereitung auf das Gebet und sonstige religiöse Handlungen. Das Gebet, das täglich fünfmal zu verrichten ist, charakterisiert sich als eine Reihe feststehender Formeln, in denen die Bewunderung der göttlichen Majestät zum Ausdruck kommt, und welche unter den vorgeschriebenen Genußflexionen zu rezitieren sind; am Freitag, der unserem Sonntag gewissermaßen entspricht, vereinigt sich die ganze Gemeinde auf den Gebetruf hin zum Mittagsgebet, welchem eine predigtartige Ansprache des geistlichen Vorstehers vorhergeht. Als dritte Hauptpflicht sind die Fasten zu halten; sie bestehen in dem Verzicht auf jede Nahrung und alle anderen leiblichen Genüsse von der Morgen-

dämmerung bis zum Sonnenuntergang während des ganzen Fastenmonats Ramazan. Noch schwerer als dies für den natürlichen Menschen schon drückende Gebot fällt dem Gläubigen die vorgeschriebene Wallfahrt, die in streng vorgeschriebenem Habitus, dem Ichram, die Moslem in im Monat Zulhidsche zu den großen Opfern in Mekka zusammenführen soll; bei den weiten Entfernungen und den Gefahren und Beschwerlichkeiten des Weges, denen jährlich ein großer Teil der Pilger erliegt, wird dieser Vorschrift jetzt nur noch seltener Genüge gethan. Als fünfte Hauptpflicht ist die Almosensteuer zu nennen, die, ursprünglich die einzige vorgeschriebene Steuer, $2\frac{1}{2}$ pCt. des gesamten Vermögens nicht zu überschreiten hatte. Außer diesen fünf kanonischen Vorschriften liegen dem Moslem die Verbreitung seiner Lehre auch mit dem Schwerte, die Beobachtung der Speise- und Trankgesetze, die Beschneidung der Neugeborenen und viele andere minder wichtige Pflichten ob. Entsprechend dem Verhältnis des Menschen zur Allmacht Allahs ist es nicht von Bedeutung, wie sich der Gläubige innerlich zur Erfüllung dieser Pflichten stellt; es genügt, daß er ihnen äußerlich nachkommt.

Muhammed war ein Mensch und ein Sohn seines Volkes; infolge seiner sinnlichen Natur hat er die Polygamie, wobei er die Zahl der rechtmäßigen Frauen auf vier beschränkte, und infolge der Einwirkung der ihn umgebenden Verhältnisse die Sklaverei sanktioniert, welche der Islam allerdings in mancher Beziehung gemildert hat.

Von heilsamster Wirkung für die Entwicklung der islamischen Welt war es, daß Muhammed, durch das Beispiel des griechischen Mönchtums belehrt, das Eölibat streng untersagte, während seine Lehre sich sonst mannigfach an Judentum und Christentum anlehnt.

Der Einfluß dieser Lehre auf die Gestaltung des staatlichen und privaten Lebens seiner Befenner war jederzeit ein gewaltiger. Bei der Betonung der rituellen Pflichten wurde der ganze Staat in den Dienst der Religion gestellt, und das muhammedanische Gemeinwesen hätte sich wohl zum Priesterstaate entwickeln müssen, wenn der weltliche Herrscher nicht gleichzeitig der Nachfolger des Propheten gewesen wäre. Als Kalif aber nimmt er zu allen Unterthanen, auch zu den Vertretern der Religion, dieselbe Stellung ein, wie Allah zur Kreatur, denn alle Unterthanen sind seine Sklaven, über welche er unbeschränkt herrscht. Mit Blut geschrieben ist die ganze Geschichte des Islam, welche auf jeder Seite von Empörungen der Sklaven gegen ihre Herren und den gewaltsamen Repressionen dieser Aufstände handelt und nur der Erzählung von gegenseitigen Be-

fehungen der Machthaber oder von der Bekriegung feindlicher Ungläubiger sonst noch das Wort läßt.

Auch die überall vom Staate geregelten Beziehungen der Unterthanen untereinander unterliegen im Orient der Normierung durch die Religion; mit letzterer unzertrennlich verbunden ist die Jurisprudenz, die, seit Muhammed von den Ulema zum System ausgearbeitet, in deren Händen mit der Kraft göttlicher Sanktion angewendet wird; erst in diesem Jahrhundert haben infolge der vermehrten Berührungen mit dem Auslande einzelne fremde Rechtsinstitute im Morgenlande Eingang gefunden, deren juristische Beurteilung weltlichen Richtern übertragen wurde.

Ebenso sind die übrigen im Oriente gepflegten Wissenschaften mit diesem auf religiöser Grundlage beruhenden System in Einklang gebracht worden. Auf Grund einiger aus der antiken Welt übernommener Elemente, wie der platonischen und aristotelischen Philosophie, die man in die muhammedanische Weltauffassung zu verarbeiten suchte, erstrebte die Wissenschaft zwar einst eine größere Selbstständigkeit. Sie wurde von der Orthodogie eifrig bekämpft, und durch deren Sieg im 13. Jahrhundert war das Schicksal der freieren Forschung besiegelt; da sie auch von jeder Anregung aus dem Auslande abgeschlossen war, verkümmerte sie allmählich, und in der Jetztzeit ist im Orient von einer muhammedanischen Wissenschaft ebenso wenig zu verspüren als von einer christlichen.

Bis in die Details des Privatlebens erstreckt sich der Einfluß der von den Ulema beherrschten öffentlichen Meinung. Nie wird es vorkommen, daß ein Muhammedaner sich seines Glaubens schämt, nie wird er sich scheuen, beispielsweise sein Gebet in der Öffentlichkeit zu verrichten, unbekümmert darum, ob noch so viele Fremde ihn dabei zum Gegenstande ihrer neugierigen Betrachtung machen. Diese Gebete, die oben schon kurz charakterisiert sind, zeichnen sich durch eine Einfachheit und Erhabenheit aus, die ihren Eindruck auf Andersgläubige nicht verfehlen. Der ganze Gottesdienst trägt übrigens diese Merkmale. Die Moscheen, mit ihren einfach schönen Linien, ohne anderen Schmuck als die Anbringung kalligraphisch vollendeter tiefsinniger Koransprüche, stehen gerade für uns Protestanten im wohlthuendsten Gegensatz zu den mit kostbaren Zieraten überladenen orientalischn-christlichen Kirchen. Wenn das sittliche und religiöse Gefühl des europäischen Jerusalem-Pilgers durch das Treiben der Klerisei im Innern der Grabeskirche ebenso verletzt wird wie durch das Schachern der Juden

mit Rosenkränzen vor den Pforten derselben, atmet er erleichtert auf beim Besuche der Omar-Moschee, deren einfacher großartiger Bau die andächtigsten Stimmungen hervorrufen.

Im höchsten Grade anmutend ist die Würde, welche dem Moslem durch seine Religion vorgegeschrieben ist, und die ihn nicht verläßt, ohne sich je in eitle Pose zu verwandeln. Auch der Ärmste weiß sich vor dem Mächtigsten zwar mit Bescheidenheit, aber in sicherer Haltung zu bewegen. Diese Würde kennzeichnet das Leben der Muhammedaner auch bei ihren Vergnügungen. Dem Fremden fällt der verhältnismäßige Mangel an Lustbarkeiten, Theatern, Konzerten auf; allerdings existieren sie, doch sind dieselben durch die Sitte an religiöse Festtage oder bestimmte Jahreszeiten gebunden. In Konstantinopel z. B. begiebt man sich im Frühjahr nach Niathane, von den Europäern „die süßen Wasser Europas“ genannt, im Sommer nach Göksu, im Munde der Fremden „die süßen Wasser Asiens“, wo die verkleideten Insassinnen der grazios gebauten und bunt geschmückten Kaïfs auf dem Flusse, zu dessen beiden Seiten auf den grünen Wiesen sich ebenfalls türkische Frauen in farbenschillernden Stoffen lagern, ein reizendes, oft gepriesenes Bild darstellen. Die Damen trinken ihren Kaffee oder rauchen ihre Cigaretten; sorgfältig von ihnen getrennt, thut die Männerwelt dasselbe, wenn sie nicht vorzieht, das im Hintergrunde des Thales befindliche Theater zu besuchen, welches an bestimmten Wochentagen für sie, an anderen für die Frauen geöffnet ist.

Nur im Fastenmonat Ramazan und bei dem darauf folgenden Beiramfeste gewinnen muhammedanische Städte ein anderes Aussehen. Kaum ist durch einen Kanonenschuß der Untergang der Sonne und damit das Ende des entbehrungsreichen Tages verkündet, so giebt man sich den Freuden der Tafel hin, um dann die ganze Nacht hindurch sich an allen möglichen Schaustellungen zu belustigen. Abgesehen vom Theater, wo die Orientalen wenigstens in der Komik Hervorragendes leisten, sind besonders beliebt das Karagöz- oder Schattenpiel und der Märchenerzähler, dessen Worten das Publikum mit eifrigster Spannung lauscht. Beschämend für den Europäer ist die Beobachtung, daß solche muhammedanischen Volksfeste nie in häßliche Szenen ausarten.

Es ist dies zum Teil eine der wohlthätigen Folgen des von Muhammed erlassenen Verbotes des Weingenußes, dem die orientalischen Völker einen großen Teil ihrer geistigen und leiblichen Kraft verdanken. Da nur im Geheimen dagegen gesündigt werden kann, wird hierzu die

Gelegenheit verhältnismäßig selten geboten; faktisch ist der Genuß berauscher Getränke auf die Städte beschränkt, wo Christen und Juden durch den ihnen erlaubten Weinverkauf auch die Muhammedaner in beständige Versuchung führen.

Die Unsittlichkeit, welcher im Altertume von den Bewohnern jener Länder allgemein, sogar mit gottesdienstlicher Weihe, gehuldigt wurde, wovon sich in den Geheimkulten der Ismaeliten und Rosairier noch Überreste erhalten haben sollen, wird durch den Islam von der Oberfläche zurückgedrängt; sie wuchert zwar im stillen vielfach fort, aber öffentliches Argerniß wird sorgfältig vermieden. Es ist nicht zu leugnen, daß die Einschränkung des unerlaubten Umganges beider Geschlechter, abgesehen von diesem Grunde, auch eine Folge der im Orient gestatteten Polygamie ist, so sehr man diese sonst verurteilen muß. In der That wird durch diese Institution die Frau entwürdigt. Zwar trifft das dem Occidentalen vorschwebende Bild des türkischen Eheherrn, der sich von zahlreichen Sklavinnen und verschiedenen Frauen bedienen läßt und jeden Ungehorsam mit Scheidung bestraft, wenn er die Ungetreue nicht durch den schwarzen Hüter mittels Strick oder Sack beseitigen läßt, auf die heutigen Verhältnisse nicht zu. Aber das Loos der Frau ist doch ein sehr trauriges. Kaum dem Kindesalter entwachsen, wird sie einem ihr unbekannten Manne zugeführt, der sie sofort von der Außenwelt absperrt und mißtrauisch überwacht; ohne jeden anderen Verkehr als denjenigen von Leidensgenossinnen, eines eigentlichen Familienlebens nicht theilhaftig, bleibt sie zeitlebens ein hilfloses Geschöpf, dessen Anlagen und Talente sich nie entwickeln können. Durch die heutige Sitte ist immerhin die muhammedanische Frau viel besser gestellt, als man gewöhnlich annimmt. In Konstantinopel z. B. ist die türkische Ehe, verschwindend kleine Ausnahmen abgerechnet, als eine monogamische zu bezeichnen, und auch anderwärts ist dies die Regel, da dem Manne die Kosten des standesgemäßen Unterhaltes jeder Frau im besonderen Haushalt obliegen. Trotz der gesetzlichen Erleichterung der Ehescheidungen sind dieselben so verpönt, daß sie seltener vorkommen als bei uns, und wenn der Fall der Scheidung eintritt, muß der Mann außer der Auszahlung des Brautshates noch eine erhebliche Konventionalstrafe an die Frau entrichten. Wenn die Frau außerhalb des Hauses keine Rechte zu beanspruchen hat, übt sie dagegen im Harem eine von der Gesellschaft anerkannte fast unbeschränkte Herrschaft über den Eheherrn aus. Falls sie ihn beispielsweise nicht sehen will, braucht sie ihn nur wissen zu lassen, daß fremde Damen

bei ihr zu Besuche sind; ein Mann, der unter Mißachtung dieser Mittheilung seinen Harem beträte, würde von der ganzen Gesellschaft geächtet. Außerdem beneidet die Muhammedanerin im allgemeinen die Europäerin gar nicht. Gewöhnt, im süßen Nichtsthun ihren Tag zu verbringen, bedauert sie dieselbe vielmehr wegen der Unruhe und der Sorgen, welche ihr die Führung des Hausstandes verursacht. Innerlich unglücklich sind nur diejenigen Töchter reicherer Türken, welche durch europäische Mütter oder Gouvernanten eine halbeuropäische Erziehung erhalten haben, und die nun im faulen Haremsleben und in ihrer Abgeschlossenheit von der Außenwelt ihre modernen Neigungen nicht bethätigen können.

Eine andere wunde Stelle der islamischen Kultur ist die Sklaverei. Doch ist zu bemerken, daß heutzutage infolge des Verbots des Sklavenhandels Sklaven nur noch von wenigen Reichen gehalten werden können. Es sind dies Neger und Circassier; nur aus letzterem Stamm sind die Sklavinnen, welche als Nebenfrauen in die Harems der Großen aufgenommen werden, wo sie oft zu Reichtum und Einfluß gelangen.

Zu den schönsten Zügen des Orientalen zählt dagegen die Gastfreundschaft, die er im weitesten Maße ausübt. Dem Gaste wird der schönste Raum im Hause zur Verfügung gestellt, wenn auch andere Bewohner, selbst die Frauen, ausquartiert werden müßten, die besten Speisen werden ihm vorgesetzt. Es ist für den mit orientalischer Sitte nicht bekannten Fremden sogar eine stete Quelle von Verlegenheiten, wenn er seiner Bewunderung über einen Gegenstand, der dem Gastwirte gehört, durch Worte Ausdruck verleiht, da ihm der Orientale diesen Gegenstand sofort als Geschenk anbietet. Das von Muhammed erlassene Gebot der Aufnahme des Wanderers, „des Sohnes des Weges“, wird von jedem auch dem ärmsten Fremden gegenüber gern befolgt, wie es ja unsere den Orient durchstreifenden Handwerksburschen dankbar anerkennen. Bekannt ist, wie heilig dem Beduinen die Gastfreundschaft gilt. Der Reisende, der während der Fahrt vor dem räuberischen Nomaden weder seines Gutes noch seines Lebens sicher ist, kann in dessen Zelten, wenn er von ihm aufgenommen wird, unbesorgt die begehrenswerthsten Schätze den Augen der Wüstenjöhne entblößen.

Gastfreundschaft findet man im Orient überall, auch bei den Christen, aber freudiger und mit mehr Takt wird sie von den Muhammedanern ausgeübt. Allen voran leuchtet das Beispiel, das

der Padischah seinen Unterthanen giebt. Mit unnachahmlicher Würde stellt er die reichen Mittel seiner Macht zur Verfügung des Gastes, den er ehren will. Die Veranstellungen, die er in ungeahntem Maße zum Empfange des Kaiserpaares getroffen, werden durch die Geschichte als grandioses Denkmal orientalischer Pracht und Gastfreundschaft der Nachwelt überliefert werden.

Meist übertrieben wird der Einfluß der von Muhammed gepredigten Prädestinationslehre. Allerdings hört man aus dem Munde des Orientalen häufig das Wort „Kader“ (Vorherbestimmung); der Fatalismus dient ihm jedoch mehr als Trost bei unabwendbaren Unglücksfällen, als er seine Thatkraft, wenn sie vorhanden ist, lähmt. In den großen Zeiten des Islam bis zum Mongolen-Sturme des 13. Jahrhunderts übertrafen die muhammedanischen Araber die Europäer bei weitem an Regsamkeit und Energie; und solange die Macht der Türken im Wachsen war, bis vor 200 Jahren, bedrohte ihr kriegerischer Eifer stets von neuem die christliche Kirche. Wenn seither das Arabertum in Unthätigkeit versank, so war dies die Schuld der schweren auf ihm lastenden Fremdherrschaft, wie das Türkentum infolge der inneren Zwistigkeiten vor Europa zurückweichen mußte.

Während der Islam in seiner orthodoxen Form die vielfältigen Handlungen seines Befenners normiert, versäumt er es, den inneren Menschen zu erfassen. Wie es ihm nicht darauf ankommt, welche innere Stellung der Gläubige bei Verrichtung der vorgeschriebenen Gebetspflicht einnimmt, giebt es nach muhammedanischem Dogma eine ganze Reihe von Fällen, bei denen das Vorhandensein des Willens nicht erforderlich ist, um gewisse Wirkungen zu veranlassen. Wer z. B. das oben zitierte Glaubensbekenntnis ausspricht, gilt dem Dogma nach als Moslem, und es ist dabei gleichgültig, ob dies in ernster Absicht geschieht oder im Scherz oder im Zustande der Bewußtlosigkeit, wie im Rausche. Demgemäß wird die Sittlichkeit, wie sie sich im Handeln als Ehrlichkeit, im Reden als Wahrhaftigkeit ausdrückt, vernachlässigt. Allerdings darf ein Verstoß gegen dieselbe nicht öffentlich geschehen, weil er mit der vom Muhammedaner verlangten Respektabilität nicht in Einklang zu bringen wäre. Die Gefahren, welche diese Anschauung für die Moral des ganzen Volkes zur Folge hat, sind einleuchtend. Araber und Perser können sie im allgemeinen nicht vermeiden, aber der ehrliche und brave Türke hat darunter nicht gelitten.

Diese verknöcherte Religion, wie sie von den orthodoxen Ulema gepredigt wurde, konnte dem Herzensdrange der Menschheit nach

Erlösung von der Sünde nicht Genüge leisten. Wie in unserem Mittelalter sich im Gegensatz der Scholastik die Mystik ausbildete, suchten die Muhammedaner von wahrhafter Frömmigkeit ihr Heil im Sufismus. Den Sufis oder Dervischen ist die Hauptsache nicht die äußere Handlung, sondern die *niyyet*, die Absicht, der innere Sinn, der ihr zu Grunde liegt. Die schönsten aller orientalischen Poesien sind von dieser Auffassung getragen. Sie besingen die Sehnsucht der Creatur nach der Vereinigung mit dem Schöpfer in immer neuen Bildern von wunderbarer Zartheit und Innigkeit. Den Mystikern gleich verfielen die Sufis übrigens häufig in pantheistische Neigungen; aber wie ein Tauler nicht glaubte, den Boden des Christentums verlassen zu haben, hätte ein Dschelaleddini Rumi es mit Entrüstung zurückgewiesen, wenn man seinen Islam in Zweifel ziehen wollte.

Beiden, den Sufis wie den Mlema's, ist der Islam das Höchste; sie sind stolz, ihm anzugehören und einst im Paradies aufgenommen zu werden, während jeder Andersgläubige zur Hölle verurteilt ist. Dieser Stolz, der jeden, auch den geringsten Muhammedaner, erfüllt, giebt ihm das hohe Selbstvertrauen, das uns auf Schritt und Tritt begegnet. Alles Elend und alle Größe der Welt gilt ihm nichts im Hinblick auf das Jenseits. An dieser tief eingewurzelten Überzeugung scheitern denn auch alle Versuche der christlichen Mission unter den Muhammedanern. Mit diesem wichtigsten der verschiedenen Punkte, in welchen sich der Einfluß des Islam auf das Leben seiner Befenner äußert, sei diese kurze Übersicht über die genannte Religion abgeschlossen.

Die gesamte orientalische Kultur, wie sie im Vorhergehenden skizziert werden sollte, ist eine Erbschaft aus der Blütezeit des Islam, der Zeit, wo die arabischen Kalifen von den Säulen des Herkules bis zum Hindukusch herrschten, wo durch arabische Vermittelung das Abendland mit der griechischen Philosophie bekannt wurde, und in Basra und Bagdad der arabische Handel die Früchte Indiens und die chinesische Seide, fränkische Schwerter und den Bernstein der Ostsee aufstapelte. Abgesehen von der Residenzstadt Bagdad, mit welcher ein für die damalige Zeit ausgezeichnetester Postdienst die entlegensten Provinzen verband, vereinigte alljährlich Mecca die Pilger des ganzen Reiches, so daß, wie die vielgereisten arabischen Geographen bezeugen, ein reger Waaren- und Gedankenaustausch die Gebiete des Islam durchkreuzte. Mit der Verbreitung des Koran wurde sämtlichen unterworfenen Völkern die arabische Schrift gebracht, welcher sich

auch heute noch die Muhammedaner aller Länder bedienen. Seit den Tagen, wo die Kalifen glaubten, sich zu ihrer persönlichen Sicherheit mit fremden, meist türkischen Söldnern oder Sklaven umgeben zu müssen, ist zwar die kriegerische Tüchtigkeit in den Arabern erloschen, sie wurden die Beute der von ihnen geworbenen Soldateska. Auch die Wissenschaft wurde, wie oben angedeutet, von der Orthodoxie erstickt; nur der rege Handelsgeist blieb ihnen, obschon auch dieser sich innerhalb der von ihren nunmehrigen Herren gezogenen Grenzen halten muß. Im übrigen hat der Araber seinen heiteren Sinn bewahrt; seiner Freude an Gesang und Tanz hängt er unter den Klängen einer unser Ohr allerdings nicht sympathisch berührenden Musik nach, und mit Vorliebe ergeht er sich in lebhafter, durch Wit und Wortspiel gewürzter Konversation, die er in seiner formenreichen Sprache meisterhaft handhabt. Den gleichen Stempel trägt seine belletristische Litteratur, die am ehesten mit den geistreichen und amüsanten Werken französischer Schriftsteller verglichen werden kann. Aber unter dieser heiteren Außenseite schlummert ein mächtiges nationales Selbstbewußtsein. Seines Stammes war der Prophet, seine Sprache partizipiert an der Heiligkeit des in ihren Lauten geoffenbarten Koran, seiner, als der von Gott auserwählten Rasse eignen alle Tugenden und Fähigkeiten in höherem Maße als anderen Völkern. Die Idee des arabischen Kalifates wartet nur der Gelegenheit, um unter dem Deckmantel des Panislamismus die Weltherrschaft wiederzuerobern. Allerdings ist hierzu wenig Aussicht; mit kräftiger Hand drückt der energische Türke alle derartigen Aspirationen des kriegsenthöhnten Arabers nieder.

Die Türken sind, wenn ein Begriff moderner Philosophie hier angewendet werden darf, ein Herrenvolk, wie dies ihre Geschichte beweist. Vom IX. und X. Jahrhundert an im Dienste des arabischen Staates, schlangen sie sich als Prätorianer zu dessen Beherrschern auf. Nach dem Zusammensturz des Kalifates der Abbassiden und der Zerbröckelung des großen Reiches zimmerte sich Osman an der Spitze seines kurze Zeit vorher in der Gegend um Söğüd, südlich von Eskişehir in Anatolien, angesiedelten Stammes rasch einen Staat zusammen, zu dessen Bau die Überreste des ebenfalls zerfallenden Sultanats der Seltschukken beitragen mußten. Bald wurde dieser neue islamische Staat, bei dessen Herrschern kriegerische Neigung und Regierungstalent ein unveräußerliches Erbstück schienen, zur drohenden Gefahr für Byzanz, welches selbst die Angriffe des mächtigen Araber-

reiches siegreich zurückgewiesen hatte. Hundert Jahre nach Annahme des Emirtitels durch Osman fiel in der Schlacht auf dem Anjelsfelde der Serbenczar Lazar gegen den Sultan Murad, und trotz der unter Tamerlan aus Centralasien auch über das osmanische Reich herbrausenden mongolischen Windsbraut geriet nach weiteren siebenzig Jahren Byzanz in die Gewalt des Eroberers Mehmed II. Noch weitere siebenzig Jahre, und Wien erzitterte vor den Heeren Solimans. Vorher schon hatte sich Selim, der Bezwiner der Mamelucken Ägyptens, von dem letzten Abkömmling der Abbassiden die Kalifenwürde übertragen lassen, wodurch er in den Augen der Muhammedaner seiner weltlichen Herrschaft die göttliche Sanction verschaffte. Doch auch das osmanische Reich sollte die Schäden der Prätorianer-Regierung erfahren. Die Janitscharen, übermütig und beständig im Aufruhr begriffen, setzten nach Willkür die Sultane ab und ein, und grimmiger Bürgerkrieg durchtobte die Provinzen, während Österreich und Rußland einen Landstrich nach dem anderen an sich rissen. Das mächtige Reich Osmans und seiner Nachfolger schien baldigem Untergang verfallen; da entschloß sich der gewaltige Mahmud im Anfange dieses Jahrhunderts zur Ausrottung der unbotmäßigen Truppe der Janitscharen. Mit der Bildung eines Heeres nach abendländischem Muster und mit der Einführung der Reformen, durch welche das vorher streng abgeschlossene Reich dem modernen Ideenkreis eröffnet wurde, versuchte er dem Staatskörper neues Leben zuzuführen.

Sein Plan ist zum großen Teil gelungen. Die Bürgerkriege haben aufgehört, und infolge der straffen Centralisation deren einzelne Fäden nur in der Hand des Padiſchah zusammenlaufen, steht dessen Autorität unanfechtbarer fest als selbst in den Tagen der Ausbreitung des Reiches, in denen die Gouverneure großer Provinzen ab und zu die Fahne der Empörung erhoben. Die Stellung des türkischen Volks innerhalb des Reiches als der herrschenden Rasse ist gewahrt. Zwar werden alle Muhammedaner zum Heeresdienste herangezogen, doch nur den Türken, auch nicht den aus Europa berufenen Reformatoren, gebühren Kommandostellen; zwar verwendet man, wie oben beschrieben, auch einheimische Christen im Zivildienste, aber die ausschlaggebenden Ämter werden nur Türken übertragen. Im Vollgefühl ihrer kriegerischen und staatlichen Superiorität, der „Saltanat“, schauen diese auf die unterworfenen Völker, gleichviel ob Christen oder Araber, herunter, von denen allerdings keines sie ersetzen könnte. Für die Erziehung der türkischen Jugend wird durch militärische und bürgerliche Schulen

in freigebiger Weise aus öffentlichen Mitteln gesorgt, und der Armee wird besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

Trotzdem hat sich der türkische Staat von den Wunden, die ihm in früherer Zeit geschlagen wurden, nicht erholt. An das übermächtige Ausland gingen ungeachtet der Anstrengungen der gewandten türkischen Diplomatie wichtige Teile des Reiches verloren. Die andauernde Finanzkalamität lähmt jeden materiellen Aufschwung und so manches Projekt zur Sanierung staatlicher Schäden. Der gemeine Mann seufzt unter der Eintreibung der Steuern, und auf allen Unterthanen, Christen sowohl wie Muhammedanern, lastet der Druck der Beamten. Der orientalische Maßstab für die Brauchbarkeit eines Beamten ist allerdings von dem unsrigen verschieden; Integrität ist nicht im gleichen Sinne erforderlich. Dabei ist zu bedenken, daß bis in dieses Jahrhundert hinein die Staatsangestellten keinen regelmäßigen Gehalt bezogen; auch heute noch sind die den niedrigen Beamten vom Staate bezahlten Summen so gering, daß dieselben zur Fristung ihres Lebens das Publikum anhalten. Wenn auch hohe Funktionäre ihre Stellung zu unrechtmäßiger Bereicherung benutzen, so giebt es doch unter ihnen viele rühmliche Ausnahmen.

Das türkische Volk als solches ist von der Korruption nicht berührt. In seinem Privatleben, das sich durch eine patriarchalische Einfachheit auszeichnet, übt es heute noch die Tugenden seiner Altvorderen, den geraden rechtlichen Sinn, die Wahrhaftigkeit, den Respekt gegen Eltern und Vorgesetzte, die Milde gegen Arme und Unglückliche. Seine schlichte Gottesfurcht wurde schon oben berührt. Verderblich ist ihm allerdings sein Hang zur Müßigkeit oder, wie es der Orientale nennt, zum *Kes*, d. h. Wohlbefinden. Aber diese Neigung kann unterdrückt werden, wenn, wie dies in früherer Zeit geschah, sein rastloser Ehrgeiz geweckt wird. Dieser Ehrgeiz läßt den Türken in den Schulen als Zögling auch die Angehörigen begabterer Nationen überflügeln und könnte ihn im staatlichen Leben zum Höchsten befähigen. Unverkümmert ist ihm seine hervorragende kriegerische Anlage und die ihm angeborene Disziplin, Eigenschaften, die unter guter Führung aus ihm noch heute den besten Soldaten der Welt machen würden.

Seitdem durch die Gründung des deutschen Reiches dem türkischen Volke, das sich sonst um die Außenwelt nicht viel kümmerte, die neue deutsche Weltmacht näher vor Augen trat, seitdem durch Handel und industrielle Unternehmungen ihm die deutsche Kapitalkraft, durch die frommen Stiftungen, besonders unsere ausgezeichneten Hospitäler,

deutscher Opfersinn und deutsche Frömmigkeit vorgeführt wurde, seitdem deutsche Offiziere mit hingebendem Eifer an der Reorganisation seines Heeres wirken, ist im Orient die Achtung vor dem deutschen Namen in stetem Steigen begriffen. Infolge der Haltung der deutschen Politik während des thessalischen Krieges erfüllte die militärische Jugend des osmanischen Reiches stürmischer Enthusiasmus. Durch die erneute Orient-Reise beider Majestäten, denen aller Herzen entgegenzugen, ist die Verehrung der Türken für das deutsche Herrscherpaar und die Zuneigung zu seinem Volke in hohem Maße erworben.

Wenn auch wir den edlen Zügen des türkischen Volkscharakters unsere Sympathie nicht versagen, so müssen wir der Bethätigung derselben doch jeden Schein des Eigennutzes nehmen; der Türke, mißtrauisch gemacht durch das Vorgehen der abendländischen Staaten, welche unter dem Vorwande kultureller und religiöser Mission sich in seine Angelegenheiten einmischten, ist zu leicht geneigt, in jeder fremden Unternehmung einen Ausbeutungsversuch zu erblicken. Mit der Liebe, die nicht das Ihre sucht, vornehmlich durch Pflege der Kranken und Elenden, durch Einpflanzen der Ideale der anderen Welt in den Herzen der Kinder, müssen wir also fortfahren, das bereits vorhandene Vertrauen zu uns zu befestigen. Wenn solches Handeln auch keine raschen Erfolge bringt, so verfehlt das Beispiel aufopfernder Barmherzigkeit seinen Eindruck nie. Dann werden einst auch die Völker des Orients wieder zu gerechter Würdigung der hehren Seiten wahren Christentums gelangen.



15. Die Heimfahrt.

Auf der Rückreise stellte sich in einzelnen Teilen des Mittelmeeres der erste Regen ein, oft von stürmischen Winden begleitet. Am 13. November verließ die „Loreley“ die „Hohenzollern“ und langte, von den Wellen zum Leidwesen ihrer Gäste oft heftig bewegt, am 16. November in Konstantinopel an. Die „Gertha“ gab am 14. November früh die aus Suda geholten Depeschen an die „Hohenzollern“ ab und ging dann direkt nach Genua, durch ihre Größe und Schwere die hohen Wellen bezähmend. Eine schöne, ungestörte Fahrt hatte nur, in der Nähe der Küsten und zwischen den Inseln sich haltend, der große französische Dampfer „Niger“. Bei prachtvollem Wetter verbrachte er einen Tag in Samos, einer zwar unter türkischer Oberhoheit stehenden, aber von den sie bewohnenden Griechen selbst und